

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1898)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Bericht über eine Reise in Äquatorial-Ost-Afrika  
**Autor:** Kaiser, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092459>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Bericht über eine Reise in Aequatorial-Ost-Afrika.

Von Alfred Kaiser, Arbon.

---

Vor einiger Zeit habe ich in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft über geologische, botanische und zoologische Beobachtungen berichtet, die ich auf einer in Aequatorial-Ost-Afrika unternommenen Reise angestellt habe.

Im Anschlusse daran erlaube ich mir nun, Ihnen, verehrte Herren, über die topographischen, ethnographischen und kolonialwissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise Mitteilungen zu machen. Ich habe die Reise als Mitglied der Schöller'schen Expedition in den Jahren 1896 und 1897 unternommen.

Nachdem wir in Deutschland und London die zur Ausrüstung der Expedition erforderlichen Zelte, Waffen, Instrumente, Proviantkisten etc. angeschafft hatten, verliessen wir Europa am 29. April 1896.

Ein kurzer Aufenthalt in Kairo sollte uns einigermaßen an die gefürchtete Tropenhitze gewöhnen, die wir auf der Fahrt durchs Rote Meer, in Dschibuti und in Aden in tadelloser Qualität zu kosten bekamen.

Am 16. Mai verliessen wir Suez und gelangten an Bord des französischen Messagerie-Dampfers Pei-ho nach 14tägiger Fahrt in Sansibar an. Hier fanden wir im Hause der Generalagentur der „Deutsch-Ost-Afrikanischen Gesellschaft“ die beste Aufnahme.

In Sansibar lernten wir zum ersten Male ost-afrikanisches Küstenleben kennen und machten da auch unsere ersten Studien in der Suahelisprache, der unumgänglich notwendigen Verkehrssprache, welche der Reisende in diesem Zonengürtel Afrikas täglich braucht.

Hier wurden auch die Tauschartikel, Baumwollstoffe, Glasperlen, Draht und Kaurimuscheln, gekauft, die wir zum Unterhalte unserer Karawane auf der Inlandreise benötigten.

Von arabischen Plantagenbesitzern, die namentlich in frühern Zeiten auf der Insel Sansibar eine bedeutende Rolle spielten, erstanden wir um teures Geld die hohen, kräftigen Maskatesel,

welche uns als Reittiere auf der ganzen Reise die besten Dienste leisteten. Ich hörte zwar oft behaupten, dass auf Reisen, wie die unsrige, Reitesel keinen grossen Wert hätten; das muss ich aber entschieden bestreiten und würde jedem Reisenden raten, solche Tiere mitzunehmen. Abgesehen davon, dass langsames Reiten doch weniger ermüdet als das Gehen über heissen Felsboden, durch meterhohe Gras-Savannen oder sumpfiges Wiesland, hat der Reisende auf dem Rücken dieser zuverlässigen und ausdauernden Reittiere sich fast gar nicht zu kümmern über Terrainschwierigkeiten und andere Pfadhindernisse, die so häufig sich ihm in den Weg stellen. Er kann sein Auge also zu wissenschaftlichen Beobachtungen verwenden und braucht sich nicht mit einer Arbeit zu beschäftigen, die das Reittier selbständig ganz gut ausführt. Märsche an Regentagen durch nasses Gras gehören gewiss nicht zu den Annehmlichkeiten des Reisenden und mancher mag sich bei solchen Touren schon das Fieber geholt haben, wird man doch von der Sohle bis zum Kopfe durchnässt und streifen einem doch beständig die feuchten Grashalme über das Gesicht, die gesundheitsschädliche Bakterien auf uns abladen. Weil der Kopf des Reitenden höher liegt als derjenige des Fussgängers, ist er einer obenerwähnten Infektion viel weniger ausgesetzt.

Sansibar bot zur Zeit unseres ersten Aufenthaltes von der Seeseite aus einen recht hübschen Anblick dar; bei unserer Rückkehr von der Inlandreise aber trafen wir das Hafenuartier als Trümmerhaufen an, denn bei Anlass einer harmlosen Revolte wurde die Stadt von englischen Kriegsschiffen beschossen.

Der bekannte Afrikareisende Dr. Baumann, der als österreichischer Konsul schon seit Jahren auf Sansibar lebt, hat jüngst eine sehr interessante Schilderung der Insel im Druck erscheinen lassen und ich verzichte daher, Ihnen über meinen Aufenthalt in Sansibar mehr zu berichten.

Kleine deutsche Regierungsdampfer vermitteln zwischen Sansibar und der afrikanischen Küste den Verkehr. In 5 Stunden gelangt man nach Dâr-es-salâm, von hier in einem Tage nach Pangani und in weitem 4 Stunden nach Tanga.

Dâr-es-salâm, das Haus des Friedens, ist ursprünglich eine arabische Niederlassung, jetzt eine bedeutende Kolonie deutscher Beamter. Handel ist wenig da und meist in den Händen von Indern und Goanesen. Wo so viele Deutsche sind, ist es selbst-

verständlich, dass in Dâr-es-salâm auch die Bierhäuser eine grosse Rolle spielen. Eine unter dem Titel „Tropenkoller“ verfasste Novelle schildert das Leben dieser Beamten aufs vortrefflichste, und es ist für den Reisenden ratsam, nicht allzulange in der gefährlichen Luft von Dâr-es-salâm Aufenthalt zu machen.

Wir haben hier sehr gute Aufnahme gefunden und namentlich in Gesellschaft der zahlreichen Offiziere recht unterhaltende und interessante Stunden verlebt.

Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes wurde unsere zukünftige Schutzmannschaft, von der Deutsch-Ost-Afrikanischen Gesellschaft in Bagamojo angeworbene Neger, uns vorgestellt. Es waren etwa 40 Mann, die unter Führung einiger Unteroffiziere uns treu begleiteten und die Karawane immer gut zusammen hielten. Einige hatten bereits als Soldaten in der deutschen Schutztruppe gedient, andere hatten als Diener verschiedene europäische Reisende ins Innere begleitet und wieder andere hatten als Sklaven des bekannten Suaheli-Kaufmanns Tipo-Tip schon ganz Afrika durchquert. Alle waren sehr stolz auf ihre Soldatenehre, ihren Mut haben sie zwar nie zu erproben Gelegenheit gefunden, von ihrer Tüchtigkeit haben sie aber gelegentlich eines kleinen Gefechtes mit Eingeborenen einmal Probe abgelegt, indem sie uns 500 Patronen verbummerten und damit 5 Männlein ins Jenseits beförderten. Es ist übrigens ganz gut, dass diese Leute so schlecht schiessen, denn sonst würden sie unter den Eingeborenen sowohl als auch unter den Wildbestande noch viel grösseren Schaden anrichten, als dies der Fall ist, wenn man ihnen die Erlaubnis erteilt, mit Hinterladern schiessen zu dürfen, oder statt des Zehrgeldes ihnen sogar Patronen giebt, mit welchen sie sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen haben.

Da wir das nördliche Küstengebiet von Deutsch-Ost-Afrika kennen lernen wollten, und eine kleine Probereise überdies sehr zu empfehlen war, legten wir den Weg von Dâr-es-salâm nach Pangani zu Land, über Bagamojo und Saadani, zurück.

Da alle unsere Waren, sowie auch die für die grosse Reise engagierten Träger in Pangani lagen, mussten wir etwa 40 Träger in Dâr-es-salâm anwerben und setzten uns denn mit diesen und den erwähnten Soldaten in Bewegung.

Der Marsch nach Pangani nahm 9 Tage in Anspruch und führte uns bald durch sumpfigen Mangrovenbusch, bald über welliges Hügelland, auf welchem kleine Dörfer von Küstennegern

und die Plantagen von Arabern häufig anzutreffen waren. Der Kingani, der Wami und der Pangani waren die einzigen fließenden Gewässer, die wir auf diesem Wege zu passieren hatten. Unter lebhaftem Gewehrfeuer und ohrzerreißendem Trompetenschall wurden unsere Reitesel schwimmend über diese trüben, viele gefräßige Krokodile beherbergenden Flüsse gezogen, während wir selbst und unsere Lasten auf Fähren diese Gewässer passierten.

In Bagamojo überraschte uns ein reges Karawanenleben. Tausende von Trägern, meist vom Volksstamme der Wanjamwese, belebten das kleine Dorf, dessen Umgebung durch die Lagerstätten dieser Leute ganz verpestet ist. Die provisorisch erbauten Hütten der Wanjamwese bestanden aus kleinen, kegelförmig aufgebauten Stockgeflechten, die von trockenem Riedgras überhangen waren. Die Eingänge zu diesen Behausungen waren so niedrig, dass man sich möglichst tief bücken musste, um auch nur hinein zu sehen, geschweige denn hineinschlüpfen zu können.

Die Wanjamwese zeichnen sich von den Küstennegern durch das Tragen reichlichen Schmuckes aus, der aus weniger wertvollen als gewichtigen Gegenständen sich zusammensetzt. Die Frauen trugen neben zwei um die Hüfte gewundenen Perlschnüren Halsbänder aus dreieckig zugefeilten Muschelschalen, farbigen Glasperlen und Nüssen. An den Armen hatten Viele kiloschwere Manschetten aus Messingringen, ebenso an den Füßen, wo einzelne auch kleine runde Kupferglöckchen sich festgebunden hatten. Auch die Männer trugen Perlschnüre um den Hals, in den Ohren kleine Kupferringe und an den Hand- und Fussgelenken faustdicke Bündel von Kupfer- oder Messingsaiten.

Die Wanjamwese sind Träger par excellence, und ich habe später auf unserer Reise zum Victoriasee sehr oft ihre Kraft und Ausdauer bewundern müssen. Alljährlich, nachdem sie ihre Felder bestellt haben, ziehen Tausende dieser Männer aus ihrer Heimat an die Küste, um dort als Träger für die Rückreise sich zu verdingen. Bagamojo scheinen sie sehr zu bezorzugen und von hier aus treten sie dann, meist den Weg über Tabora nehmend, im Dienste von Kaufleuten oder des Gouvernements ihren Rückweg in die Heimat an. Andere Wanjamwese-Karawanen ziehen um den Victoria-Niansa weit nach Norden hin und bringen vornehmlich Sklaven und Elfenbein mit nach Hause zurück. In Mussestunden füllen die Wanjamwese ihre Zeit mit Musik und Tanz, namentlich aber auch durch leidenschaftliches Rauchen

aus, das diese leistungsfähigen, kräftigen Leute sehr oft zu blödsinnigen Kranken macht.

Während wir in Bagamojo, wie gesagt, einigen Verkehr antrafen, bot Saadani wiederum ein recht stilles Leben dar. Die Deutsch-Ost-Afrikanische Gesellschaft hat hier zwar auch wieder eine Niederlage und einige Inder treiben etwas Handel, von kolonialer Bedeutung ist der Ort indes nicht.

In den Dörfern nördlich von Saadani beobachtete ich unter den ansässigen Küstennegern starken Einfluss arabischen Blutes, und in dem elenden Hüttenkomplexe von Mkwâdje erregte sogar eine von ca. 15 Schülern besuchte mohamedanische Schule meine Verwunderung. Ich besuchte viele Hütten von Eingeborenen, konnte aber nirgends auch nur die geringste Spur von Wohlstand entdecken. Die primitivste Bettstelle und ein grosser hölzerner Mörser, in welchem die Neger ihr Maismehl stampfen, waren die einzigen Mobilien, die man antraf. Findet man irgendwo einiges Besitztum, so gehört es sicherlich einem Inder, der selbst die Landesprodukte: Mais, Bataten und Fleisch an die ackerbau- und fischfangtreibenden Eingeborenen verkauft.

Pangani ist Hauptort des gleichnamigen Bezirkes und hat als solchen einen Bezirksamtman, eine Festung mit einer Kompanie eingeborener Soldaten, ein Zollamt und eine Postagentur. Natürlich hat die Deutsch-Ost-Afrikanische Gesellschaft auch eine Filiale hier. Die Bevölkerung besteht zum grössten Teile aus Wasuahêli, daneben spielen Araber und Inder eine grosse Rolle. Die Träger, welche sich hier für unsere Karawane verdingten, waren zum grossen Teile Sklaven aus den verschiedensten Gebieten Afrikas. Die Wanjamwese, die nicht nur in Bagamojo, sondern auch in Dâr-es-salâm fast ausschliesslich das Karawanenmaterial liefern, scheinen hier selten zu sein.

Unter den Europäern geht es in Pangani viel ruhiger zu als im lebenslustigen Hafenstädtchen Dâr-es-salâm. Es existierte dort noch nicht einmal ein Wirtshaus, und die wenigen Deutschen, welche zur Zeit unseres Aufenthaltes in Pangani sich aufhielten, versammelten sich abends im Hause der Deutsch-Ost-Afrikanischen Gesellschaft oder bei dem lebenswürdigen Bezirksamtman, der als gemüthlicher Oesterreicher und alter „Afrikaner“ uns so oft die Langeweile zu vertreiben wusste.

Der Panganifluss, welcher in seinem Oberlaufe eigentlich den Namen Ruvu führt, hat hier fast gar kein Gefäll mehr, und

der Einfluss von Ebbe und Flut macht sich auf diesem Strömungskilometerweit landeinwärts bemerkbar. Die Schiffer machen sich diesen Einfluss zu Nutzen, indem sie zur Zeit der Flut ihre Schiffe stromaufwärts und zur Ebbezeit stromabwärts steuern. Die Breite des Pangani beträgt einige hundert Meter und auch seine Tiefe scheint nicht unbedeutend zu sein, denn kleine Dampfer fahren immer stromeinwärts bis dicht vor die Stadt.

Wie ich bereits angedeutet habe, war Pangani der Ausgangspunkt unserer Inlandreise und von hier hatten wir alle unsere Träger und einen Teil der Diener engagiert.

Die Herren Dr. Max Schöller und C. Schillings aus Düren und ich waren die einzigen Europäer, die an der Expedition sich beteiligten. Die Träger, etwa 300 an der Zahl, standen unter der Leitung von 10 Führern oder Wanjampára, dazu kam unsere kleine Schutztruppe und ein Tross von Dienern, die teilweise für unsere persönliche Bedienung, teilweise für die Küche und zum Tragen wissenschaftlicher Instrumente bestimmt waren. Viele der von uns gedingten Leute haben sich vor dem Abmarsche auch noch eine Frau oder Sklavin angeschafft, um einen Teil ihres Gepäckes von diesen sich tragen zu lassen. So zählte unsere Karawane etwa 500 Köpfe, als wir am 18. Juli 1896 von Pangani abmarschierten.

Die Träger erhielten für ihre Dienstleistungen ca. 15 Fr. pro Monat und ein Zehrgeld von ca. 20 Cts. pro Tag. Ihre Führer 40 Fr., der Haupt-Muniampara 60 Fr. und ein tägliches Zehrgeld von 40 Cts., die Soldaten waren mit einem Monatsgehälte von 22 $\frac{1}{2}$  Fr. und dem nämlichen Zehrgelde wie die Träger engagiert. Alle erhielten 2 bis 5 Monate Vorschuss und von denjenigen, die Sklaven waren, beanspruchte ihr Besitzer ein Drittel des Einkommens. Bis zum Kilimandscharo zahlten wir unsere Leute mit Kupfergeld aus, von welchen ca. 120 Fr. eine Trägerlast ausmachten. Weiter westlich war nur durch Tauschartikel der Verkehr mit Eingeborenen ermöglicht, wir mussten hier daher das Zehrgeld, den sogenannten Poscho, in Baumwollstoffen, Glasperlen, Draht und Cypræamuscheln an unsere Leute verteilen. Mit diesen Tauschartikeln ist es eine eigene Sache, denn unter jedem Volke gehen nur bestimmte Gegenstände, in Kawirondo z. B. konnte man nur durch Kaurimuscheln die nötigen Lebensmittel erstehen, bei den Mássai waren bestimmte Drahtsorten und bei den ackerbautreibenden Bantunegern Glasperlen, Stoffe

und Eisenwaren die beliebtesten Tauschobjekte. Bei gewissen Stämmen, die Vieh hatten, aber wenig davon besitzen, werden Kühe sehr gerne eingetauscht, während die Ochsen dort minderwertig sind. Am Victoriasee kann man mit Eseln gute Geschäfte machen; das hat seinen Grund aber in dem Risiko, das man übernimmt, wenn man diese Tiere durch die von der Tsetsefliege heimgesuchten Distrikte führen muss. Fast alle Ackerbauer, namentlich die Wakawirondo, sind sehr auf Fleischnahrung versessen, und wenn man grosses Wild, z. B. Flusspferde, Nashörner, Elefanten etc. erlegt, so ist es vorteilhafter, das Fleisch gegen Getreide zu vertauschen, als den Trägern es zu überlassen. Für die Häuptlinge, natürlich nur die grossen, welche in ganz Ostafrika den Namen Sultan führen, nehme man auch minderwertige Geschenke mit, wie Hüte und andere Kleidungsstücke, Sonnenschirme, Spiegel, Uhren etc., sogar farbige Hemdenknöpfe nehmen diese Würdenträger mit grossem Danke entgegen.

Ich gebe Ihnen hier ein Verzeichnis vom Werte verschiedener Tauschartikel in verschiedenen Ländern:

Im Panganitale kostet 1 Pfd. Maismehl 30 Cts.

1 Ziege 6 Fr.

1 halbgewachsener Ochse 35 Fr.

Bei den Bantu von Unter-Aruscha, südlich vom Kilima-Ndscharo erhielten wir für

1 Elle Baumwollstoff (Americani) 3 Pfd. Bananenmehl,

oder  $4\frac{1}{2}$  Pfd. Maismehl,

„ 8 Eier,

„ 1 Huhn,

„ 4 Pfd. Kartoffeln (Viasi).

Bei den Dschagga am Kilima-Ndscharo war

1 Elle Baumwollstoff (Ganti) =  $4\frac{1}{2}$  Pfd. Bananenmehl

= 7 „ Kartoffeln,

= 30 Maiskolben,

= 50 unreifen Bananen.

Hier waren Zinn (Ressâs) und eine kleine blaue Glasperle (Schanga marabodi) auch sehr beliebte Tauschartikel.

Bei den Bewohnern von Ober-Aruscha erhielt man für ca.  $4\frac{1}{2}$  Meter dicken Eisendraht 1 Ziege und für 1 Elle Baumwollstoff (Ganti) 3 bis 4 Pfund Mehl.

In Sotiko und Lumbwa konnte man für 15,000 Kaurimuscheln, die an der Küste den Wert von ca. 7 Fr. repräsentieren, 20

Zentner Mehl oder 350 Hühner kaufen. Für ein Stück Eisendraht, das sechsmal um das Handgelenk gewunden werden konnte, erhielt man eine Ziege.

Im Reiche des Kawirondofürsten Kitoto waren dunkelblaue Glasringelchen, Mti-nairók genannt, der beste Tauschartikel, daneben gingen auch die Kaurimuscheln an Stelle des Geldes und es kostete

1 Schaf	3 Halsschnüre	Mti-nairók oder	60	Kauris,
8 Eier	1	"	20	"
1 Huhn		"	16	"
1 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> Pfd. Mehl	oder ebensoviele	Bataten	10—13	"
1 Liter	Milch		12	"

In Mumia hatten wir bereits alle Kaurimuscheln als Poscho ausgegeben und wir kamen hier in grosse Verlegenheit, da die Eingeborenen namentlich in den ersten Wochen unseres Aufenthaltes nur gegen Muscheln uns Lebensmittel verkaufen wollten. Wir waren deshalb genötigt und mussten es sogar noch als eine Gefälligkeit ansehen, dass wir von dem Vertreter der englischen Firma Smith-Mackenzie, den wir hier trafen, die Last Kaurimuscheln zum 30fachen Preise, wie er an der Küste üblich ist, erstehen konnten. Die Verpflegung unserer Karawane kostete uns hier täglich 127 Fr., also etwas mehr als 30 Cts. pro Mann.

Unsere Expeditions-Ausrüstung war tadellos und Herr Dr. Schöllner scheute keine Kosten, alles Notwendige in bester Qualität anzuschaffen.

Unter den Waffen waren Paradox-Gewehre, Kaliber 8 und 12, Expressbüchsen 577, Doppelbüchsen 450 und 350, Repetiergewehre 8 mm und Schrotgewehre Kaliber 12 als Jagdwaffen, für die Soldaten Mausergewehre System 77 und für eine Anzahl Träger alte Vorderlader vertreten.

Als wissenschaftliche Instrumente hatten wir einen Theodoliten, Visierbussolen, Aneroide und Siedebarmeter, sowie 3 photographische Apparate mit uns.

Für Reisen in Aequatorialgegenden muss der Theodolit unbedingt ein Prismenfernglas besitzen, da sonst mit ihm keine Zenitalbeobachtungen gemacht werden können. Leider war an unserm Instrumente die eine Libelle lose aufgesetzt, zerbrach gelegentlich einmal, und die Folge davon war, dass ich mit dem Theodoliten keine Höhenmessungen anstellen konnte.

Die Vierkantbussole fand ich durch die Prismenbussole weit übertroffen, da bei den erstern immer Unreinigkeiten zwischen die Charniere der Dioptern kamen und diese sich infolgedessen nie gerade aufstellen liessen. Ich habe nur bedauert, kein Rauchglas mitgenommen zu haben, das ich für Sonnenbeobachtungen am Fadendiopter der Prismenbussole hätte anbringen können. Mit dem Theodoliten konnte ich natürlich nur dann arbeiten, wenn die Zeit mir dies erlaubte, denn das Aufstellen dieses Instrumentes ist nicht sehr einfach und ich musste mich desselben nur bedienen, wenn ich auf günstigen Punkten für Fernpeilungen mit befand.

Die Visierbussole aber war fast immer in meiner Hand und ich stellte damit nicht nur nach allen sichtbaren topographisch wichtigen Punkten Vor- und Rückwärts-Peilungen an, sondern machte auf dem Marsche auch alle paar Minuten eine Peilung, um unsere Wegroute hier in Europa möglichst genau konstruieren zu können.

So oft es mir möglich war, suchte ich die Abweichung der Magnetnadel vom wahren Meridiane festzustellen; und das war namentlich auf dem Flachlande sehr gut möglich, wo ich nur die Standpunkte der auf- und niedergehenden Sonne zu beobachten hatte.

Meine topographischen Aufnahmen habe ich nur zweimal unterbrochen, auf dem Wege von Pare-ia-mafissi bis Aruscha, wo ich als Verwundeter auf der Bahre getragen wurde, und am Schlusse der Reise, als wir von Kibwesi weg auf die bekannte Karawanenstrasse von Mombassa kamen.

Die vielen Ablesungen, welche ich an den Aneroiden, Siedebaremometern und Thermometern machte, können nur für Höhenbestimmungen verwendet werden; aus ihnen auch klimatologische Schlüsse zu ziehen, wäre viel zu schwierig, da wir ja oft wochenlang täglich unsern Standort veränderten, bald in 2000 Meter Höhe, bald in niederem Hügellande, bald in feuchtem Kulturgebiet, bald in der trockenen Steppe uns befanden.

Leider stimmen meine Höhenmessungen mit den Angaben früherer Reisenden nicht genau überein, und es ist das um so mehr zu bedauern, als die grössten Differenzen gerade in jene Gebiete fallen, welche kolonialwissenschaftlich von einiger Bedeutung sind. Es ist das Panganital, durch welches eine Bahn zum Kilima-Ndschâro gebaut werden soll, und das Hochland

zwischen dem Naiwáschasee und dem Victoria-Niansa, wo die Engländer mit ihrem bereits in Angriff genommenen Bahnbaue viel geringeren Schwierigkeiten begegnen würden, als auf der projektierten Linie, die vom Naiwáschasee nach Nandi führen soll.

Korógwe z. B. hat nach Dr. Baumanns Beobachtung eine absolute Seehöhe von 320 m, nach mir 202 m. Für Maului hat Baumann 370, ich 311,3 m gefunden. Mkarâmo liegt nach Baumann 570, nach mir 388,5 m hoch. Dr. Fischer giebt für Unter-Aruscha 730 m Seehöhe an, ich fand für diesen Höhengoten nur 609,5 m. Das Abrissgebiet des Guasso-njîro soll nach englischen Messungen 2560 m Seehöhe aufweisen; wir kamen in diesem Gebiete sehr hoch hinauf und erreichten doch nur 1760 m absoluter Höhe. Selbst der höchste von uns erreichte Punkt in Sotîko, welches Land sich doch sichtlich über das Quellgebiet des Guasso-njîro erhebt, lag nach meinen Messungen nur 1988 m hoch. Alle diese Höhenmessungen habe ich mit dem Goldschmidt'schen Nivellier-Aneroide gemacht, und das Instrument, mit dem ich sehr wohl zufrieden bin, habe ich während der ganzen Reise durch Beobachtungen an zwei Siedebarometern kontrolliert. Nur einmal, am Nakurro-See, differierten die Instrumente um volle 4 mm, für jenen Barometerstand einer Höhendifferenz von ca. 52 m entsprechend.

Auch in Sansibar beobachtete ich verhältnismässig hohe Differenzen, doch erreichten dieselben im Maximum nur 3,3 mm. Unter 60 Kontroll-Beobachtungen zeigte das Nivellier-Aneroid nur fünfmal einen niederen Barometerstand als die Siedebarometer, sonst aber immer einen höhern. Die Differenzen waren im allgemeinen um so geringer, je rascher das Barometer gestiegen war, um so höher je tiefer dieses sank. Mancherorts stellte ich im Laufe eines Tages eine Reihe von Beobachtungen an und fand, dass die täglichen Barometer-Oszillationen oft 2—3 mm betrogen.

Fast jeder Reisende führt heutzutage einen photographischen Apparat mit sich, und es interessiert Sie vielleicht, die Erfahrungen kennen zu lernen, die ich auf dem Gebiete der Photographie gesammelt habe.

Wir waren mit sehr guten und teuren Apparaten versehen, einer grossen Camera mit Irisblendenobjektiv und buchartig sich öffnenden Kassetten, einer kleinern Stativcamera mit Rollkassette

und einem Jumelleapparat, den Herr Optiker Goldschmidt in Zürich konstruiert hat.

Der grosse Apparat hatte den Nachteil, dass in der Hitze die Kassetten sich verzogen, und vorn in der Mitte, wo die Doppelkassetten früher sehr gut ineinandergefügt waren, Licht zuliessen. Für die Rollkassette des mittlern Apparates hatte ich leider zu wenig Films mitgenommen, da vor unserer Abreise in Europa mir gesagt wurde, dass diese in der feuchtwarmen Tropenluft sich absolut nicht hielten. Ich machte gerade die umgekehrten Beobachtungen und bereue zur Stunde, dass ich für die grossen Apparate wenigstens überhaupt Platten mitgenommen habe.

Die Films rollen sich so fest auf, dass die feuchte Luft, welche die Camera erfüllt, gar keinen Einfluss auf die Gelatineschicht ausübt, während die Platten, welche exponiert waren und wiederum verpackt werden mussten, auf der präparierten Seite die schönsten Pilzkulturen aufwiesen und zum Teil vollständig zerstört waren. Ausserdem haben die Films den Vorteil, dass man nacheinander 48 Aufnahmen machen kann und das lästige Plattenwechseln, wobei viele Negative durch die fettigen Finger verdorben werden, ganz wegfällt. Im weitem kommt namentlich für grössere Formate die Zerbrechlichkeit und das grosse Gewicht der Glasplatten sehr in Betracht zu Gunsten der aufrollbaren, leichten Celluloidbänder. Selbst für den kleinen Jumelleapparat würde ich die Anbringung einer Rollkassette empfehlen und, wenn dies ermöglicht ist, überhaupt nur einen solchen Goldschmidt'schen Apparat auf Reisen mitnehmen, denn die Negative, welche sehr scharf gezeichnet sind, lassen sich später von einem tüchtigen Photographen sehr gut auf das Format  $13 \times 18$  cm. vergrössern.

Die Stativapparate sind viel zu umständlich, als dass man während eines Marsches mit ihnen viele Aufnahmen machte, und selbst im Lager, wo man sie hie und da verwenden kann, passiert es dem Reisenden sehr oft, dass das Motiv in der Zeit, die man zum Aufstellen eines solchen Apparates benötigt, verloren geht.

Es ist wohl angebracht, an dieser Stelle auch einige Bemerkungen über Zelt, Bett und Kleiderausrüstung zu machen, denn allzuoft schon habe ich die Erfahrung gemacht, dass in dieser Hinsicht dem Reisenden oft die wunderbarsten aber nichts weniger als praktischen Dinge aufgebunden werden.

Für die Tropen fand ich die englischen, wasserdichten, grünen Leinwandzelte unübertrefflich, während für Wüstenreisen natürlich die weissen Zelte vorzuziehen wären. Unsere Zelte, welche sich sehr gut bewährt haben, waren viereckig und jedes mit einem beinahe bis zum Boden reichenden Sonnensegel versehen. Das letztere darf nie fehlen, und der Reisende soll dafür sorgen, dass es möglichst hoch über dem Zeltdache angebracht werden kann. Wo ich längeren Aufenthalt machte, liess ich mir über das ganze Zelt immer noch eine Stroh- oder Schilfhütte bauen und erzielte dadurch den kühlestn Arbeitsraum, den man sich in Tropengegenden nur verschaffen kann. Es ist selbstverständlich, dass man beim Aufschlagen des Zeltcs immer den trockensten Platz aufsuche, man begnüge sich mit dem aber noch nicht, sondern kanalisire für den Fall von stärkern Niederschlägen den ganzen Zeltboden und lege die Bodendecke ja nicht direkt auf die Erde, sondern auf eine möglichst hohe Schicht trockenen Grases oder Stroh. Die Reisekoffer, wissenschaftlichen Apparate, photographischen Platten und ähnliches plazierte ich stets unter das Sonnensegel und dieselben waren so immer gut vor dem Wetter geschützt und standen jederzeit mir zu Handen. Zum Schutze der Tauschartikel führten wir grosse wasserdichte Warendecken mit uns, die beim Lagern über die aufgetürmten Lasten gespannt wurden.

Unsere Bettstellen hatten wir durch die Firma Tippelskirch in Berlin bezogen. Sie waren insofern gut, als sie ein verstellbares Kopfende hatten und aus sehr leichtem Holz gefertigt waren. Die Verstärkungen durch Eisenbänder waren aber viel zu schwach und teilweise an unrichtiger Stelle angebracht. Sobald solche Feldbetten auf weicher Unterlage stehen, und das ist auf einer Reise kaum zu vermeiden, so müssen sie eben viel mehr aushalten, als wenn man sie auf dem nivellierten Holzboden eines Magazines aufstellt.

Als wir die kalten Hochebenen von Kamassîa und Kikúyu passierten und selbst tiefer in der Steppe, wo das Thermometer in der Nacht oft nur wenige Grad Wärme anzeigte, waren wir froh, mit einer genügenden Anzahl warmer Kamelhaar- und leichten Seidendecken uns versehen zu haben. Auch warme Lodenkleider kamen uns sehr zu gute, selbst unter dem Aequator noch, wo man nie zu frieren glaubt, in dieser Hinsicht aber aufs unangenehmste belehrt werden kann.

An warmen Tagen kleideten wir uns in bräunliche Gazedrillanzüge, englisches Fabrikat, das beim Waschen nicht heller wird und durch grosse Widerstandsfähigkeit sich auszeichnet. Die Rockknöpfe waren natürlich zum Abnehmen eingerichtet, da sie in der Wäsche sonst immer gelitten hätten. Zu diesen mit vielen Taschen versehenen Anzügen trugen wir aus demselben Material gearbeitete Gamaschen, während an Regentagen, wo wir uns in Loden kleideten, hohe Ledergamaschen an ihre Stelle traten.

Sehr oft schon wurde ich gefragt, was auf solchen Reisen für den Europäer denn an Mundvorräten mitgenommen würde. Für kleinere Reisen und unter bequemen Transportbedingungen liegt es auf der Hand, dass man sich mit den verschiedenen Konserven sehr gut behelfen und sogar allerlei Getränke mitschleppen kann, wenn man ohne diese einmal nicht existieren will. Wenn die Lasten aber durch Menschenkräfte befördert werden sollen und wenn die Reise längere Zeit beansprucht, so muss man nolens volens auf viele ins Gewicht fallende Konserven verzichten und zum vornherein auch dem Genusse von Mineralwasser, Wein und Bier etc. entsagen. Das, was man in diesem Falle an Konserven mitnimmt, soll mehr für Notfälle, Krankheiten und zur wohltuenden, seltenen Abwechslung bestimmt sein, als dem eigentlichen Proviant zugerechnet zu werden. Das Repertoire unseres Koches war immer sehr einfach und passte sich den Landesprodukten an, die jeweilen erhältlich waren. An der Küste führten wir in gastraler Hinsicht natürlich das schönste Leben, in der Steppe aber war der Küchenszettel fast immer so mager, wie das Wild, das die Herren Schölller und Schillings in reichlicher Masse erlegten, und selten nur prangten Sardinen, konservirte Erbsen oder gar Oxtongue neben gekochtem oder gebratenem Wildpret. Ausgehungerte Ziegen, die wir immer mit uns führten, spazierten natürlich auch erst in den Kochtopf, wenn man sie nirgends mehr in eine Lebensversicherung aufgenommen hätte, und die Schlachtochsen, welche uns als eiserner Bestand für noch schlechtere Zeiten begleiteten, haben stets nur unsere Blicke, nie aber die Magenschleimhaut zu reizen vermocht. Wenn wir an Orte kamen, wo eine ackerbautreibende Bevölkerung sich ansässig gemacht hatte, dann figurirten bei Mittags- und Abendmahlzeit süsse Kartoffeln, in ranzige Butter gebackene Bananen und manchmal auch Hühner und Eier als Raritäten im Speisemenu. Mit Brot mussten wir sehr sparsam

umgehen, denn die Mehlvorräte gingen mehrmals aus. Dass unter solchen Bedingungen ein Europäer es auf die Dauer nicht aushalten könnte, ist begreiflich, und ich glaube, dass selbst wir, die doch über alles verfügten, das auf afrikanischen Inlands-Expeditionen mitgenommen werden kann, sehr schlecht ernährt gewesen wären, wenn wir neben den Konserven und dem Mehlvorrat nicht noch grössere Quantitäten von Kakao und Zucker mitgeführt hätten. Thee und Kakao ersetzten uns auch die alkoholischen Genüsse, denen wir auf der ganzen neunmonatlichen Reise sozusagen vollständig entsagten.

Ich führe Sie nun durch die verschiedenen Völkerschaften, von Pangani aus über den Kilima-Ndscharo, den Natronsee und durch die Landschaft Sotiko an den Victoria-Niansa und von hier zurück nach der Hafenstadt Mombassa.

Es entrollt sich auf diesem Wege ein buntes Bild der eingeborenen Bevölkerung vor unsern Augen. Längs der Küste finden wir das bekannte, mit Semiten, Persern und Indern gemischte Suahêlielement. Im Hinterlande bis zum Eintritt in die Steppe treffen wir etwas reiner erhaltene Stämme von Küstennegern, die Wasegûha und Waschámba. In der kulturfeindlichen Steppe nomadisieren die räuberischen Massaihorden, und an Stellen, wo die Sterilität des Bodens etwas geringer und die Bewässerung etwas reichlicher ist, haben zwischen diesen hamitischen Nomaden kleine Negervölker, wie die Wapâre, Warûscha und Wadschágga, die Wakikúyu, Wakámba und Watéita sich angesiedelt. Im Bergland von Sotiko treffen wir eine den Watatûru verwandte Bevölkerung und am Victoria-Niansa endlich die interessanten Wakawirondo, ein Negervolk mit ganz eigenartiger Sprache.

Ueber die Suahelineger ist schon so viel geschrieben, dass es sich kaum der Mühe lohnt, hier näher auf die Eigentümlichkeiten dieses Volkes einzutreten. Ihr Reich ist zerfallen und in deutsche und britische Besitzungen geteilt. Immer mehr wird diese Mischrasse ihren physischen Typus verlieren, und nur ihre Sprache wird sich erhalten können.

Dem Flusslaufe des Pangani folgend, passierten wir nächst der Küste viele Plantagen ansässiger Maskat-Araber und hin und wieder auch junge Pflanzungen deutschen Unternehmens. Es werden hier Kokospalmen, Zuckerrohr und Kaffee kultiviert, der Wert dieser Plantagen ist aber ein geringer im Verhältnis

zu den grossen Geldsummen, die eine solche Kolonie dem Staate verschlingt. Im Fieberklima der ostafrikanischen Küste können keine europäischen Arbeiter angesiedelt werden, und die Plantagenbesitzer sind daher ganz auf die Arbeitsleistungen der Neger angewiesen. Wie wenig auf dieselben aber zu rechnen ist, das sieht man auf Sansibar, wo seit Aufhebung der Sklaverei sämtliche Pflanzungen von Gewürznelken vernachlässigt werden müssen. Die Deutsch-ostafrikanische Schiffahrtsgesellschaft hat eine Zweiglinie Sansibar—Bombay errichtet, um von Indien her sogar Reis, den die afrikanischen Neger gewiss doch selbst anpflanzen könnten, der arbeitsscheuen Küstenbevölkerung zuzuführen. Auf der deutschen Plantage Lewa hat man Versuche mit der Ansiedelung von Kulis gemacht, aber auch dieses Unternehmen scheint gescheitert zu sein und weiter noch keine Nachahmung gefunden zu haben.

In den Bergen von Usambara und auf den Inseln im Panganiflusse trafen wir eine den Wasuahêli sehr nahestehende Negerbevölkerung, oben die Waschambâ und unten in der Thalebene die Wasegûah. Alle ihre Dörfer tragen den Stempel grösster Armut, denn ihre Bewohner besitzen nur das, was für den täglichen Lebensunterhalt unbedingt notwendig ist. Weder Waffen noch Schmuck haben diese Leute, und ich konnte höheres Sinnen und Fühlen nur einmal an zwei alten Frauen beobachten, die traurig und vereinsamt im Dunkel einer schlechtgebauten Lehmhütte kauerten und mit der Bemerkung „Kaputi“ auf einen in ein schmutziges Tuch eingewickelten Leichnam deuteten. Ich las in einem Reiseberichte einmal über die „gemütliche alte Königin“ von Mruasi und war höchst gespannt auf den Besuch, den wir an diesem hohen Hofe abstatteten. Was war aber Mruasi? — ein schmutziges, elendes Negerdorf mit einer ebenso armen und ungemütlichen als alten „Königin“. Da uns hier einige Träger desertiert waren, sollten wir aus der Bevölkerung dieses Dorfes welche requirieren; wie unser Begehren kund wurde, riss aber die ganze Gesellschaft natürlich aus, und wir mussten schliesslich einen hinkenden Greis und einige alte Weiber dingen, die von den Flüchtigen uns überlassen wurden. Ein anderer Wasegûah-„König“, den wir einst besuchten, schien zwar über einigen Reichtum zu verfügen, denn seine Weiber waren mit hübsch gearbeiteten Eisen- und Messingketten, Kupfersaiten und Glasperlen geschmückt, er selbst aber hatte

sich bei der Repräsentation auf eine höchst eigenartige Weise geziert, indem er auf sein eingefettetes und glattrasiertes Haupt ein grünes Blätterpulver gestreut hatte und infolge dessen gerade so aussah, als wäre er eben einer Spinatschüssel entstiegen. Spasshaft war für uns auch die Begrüßungsform der Wasegûah. Der Grüssende wiederholt in weinerlichem Tone wohl zehn mal das Wort „Okaiä“, während der andere jedesmal mit einem langgedehnten „Êhède“ den Gruss erwidert. Im Gegensatz zu den Wasuahêli sind die Waschambâ und Wasegûah alle Heiden, deren Glauben an Zaubermittel die Hauptrolle im religiösen Leben zu spielen scheint. Hühnereier und Flaschenkürbisse, die an schwarz und rot bemalte Pfähle gebunden sind, werden zum Schutze vor Unglück vor den Pallisaden der Dörfer aufgestellt. Die Sprache ist dem Kisuahêli sehr nahe verwandt und hat mit diesem viele Wörter gemein.

Als wir die Gebiete der Wasegûah verliessen, lernten wir flüchtig das Bergvolk der Wapâre kennen. Es ist ein den Wadschágga und Warûscha verwandter Negerstamm, der das bei Pare-ia-mabogo beginnende und bis zum Kilima-Ndschâro sich hinziehende Gebirge bewohnt. Die mehrmals in unser Lager gekommenen Männer dieses Schlages waren zwar kleine, aber zähe und sehr bewegliche Gestalten. Obschon sie mit Keulen, Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet waren, legten sie ein sehr schüchternes Benehmen zu Tage. Auch sie entbehrten fast jeglichen Schmuckes und ihre Bekleidung bestand nur in einem ledernen Lendenschurze und Sandalen. Die Haare trugen sie in feine Zöpfchen geflochten, und von Ohrmuschelverstümmelung, wie bei den Warûscha, Wadschágga und Massai, beobachtete ich nichts. Alle rauchten einen fürchterlich starken Tabak aus langen Pfeifen. Ueber ihre Sprache konnte ich leider keine Notizen sammeln, doch hörte ich später in Unter-Aruscha, dass sie mit derjenigen dieser Oasenbewohner grosse Aehnlichkeit habe.

Immer den Flusslauf des Pangani verfolgend, führte der Weg uns von den letzten menschlichen Ansiedelungen nach acht Tagemärschen in die Oase Arûscha-tschîni. Dieselbe ist vom ackerbautreibenden Negerstamme der Warûscha bewohnt. Ich war hier verwundet und musste für die kommenden zwölf Tage von unserer Karawane mich trennen, da diese nach dem Kilima-Ndschâro hin weiter marschierte. Während dieses Zeit-

raumes fand ich Gelegenheit, über die Eigentümlichkeiten der Eingeborenen mich etwas genauer zu unterrichten, als dies sonst der Fall gewesen wäre.

Im Allgemeinen beobachtete ich bei den Warûscha kurze, gedrungene Körperformen und schwarze bis hellchokoladebraune Hautfarbe. Der Unterleib weist häufig jene stark ausgesprochene Hängebauchentwicklung auf, wie sie bei allen fast ausschliesslich von Pflanzenkost lebenden Negervölkern angetroffen wird. Die Seiten des Unterleibes verzieren sich die Männer durch lange Reihen kleiner Schnitte, die durch Auflegen giftiger Pflanzenblätter zu starker Narbenbildung veranlasst werden. Hände und Füsse der Warûscha zeichnen sich durch äusserst feine Formen aus, schade nur, dass sie durch sehr häufig auftretende eiternde Geschwüre an ihrer Schönheit sehr einbüßen. Ich fragte die Leute nach der Ursache dieser Krankheit, bekam aber immer die Antwort, dass die Geschwüre von selbst entstünden. Personen mit faustgrossen Löchern in den Waden beobachtete ich viele, und eine Frau sah ich, der beide Beine fast vollkommen verwest waren. Neben typischer Bantuphysiognomie mit breitem nach hinten verlängertem Schädel, prognater Zahnstellung, vorstehenden Backenknochen, breiter Nase und stark entwickelten Lippen, traf ich auch einzelne Leute mit hamitischer Schädelbildung und feiner geschnittenen Gesichtszügen, doch möchte ich bezweifeln, ob jene Individuen nicht Mischlinge oder gar von den Massai erbeutete Sklaven waren. Frauen und Mädchen rasieren sich ihre Haupthaare stets weg, während dies bei den Männern seltener der Fall ist. Letztere flechten ihrem matten, wolligen Kopfhaare im Gegenteil sehr häufig noch kleine rotgefärbte Bastschnüre ein und imitieren dann eine perückenförmige, nach hinten in einen langen steifen Zopf auslaufende Haarfrisur. Wie die Massai, so verunstalten auch die Warûscha ihre Ohrmuscheln mit staunenerregender Gefühllosigkeit. Das Ohrläppchen muss am meisten leiden und wird in früher Jugend schon durch einen faustdicken Holzpflöck so ausgedehnt, dass sein unterer Rand allmählich zu einer weiten Schlinge sich entwickelt. Nachdem keine Vergrösserung dieser Ohrschlinge mehr möglich ist, wird dieselbe durch 20 bis 30 Kupferringe beschwert, an deren jedem noch eine 5 bis 10 cm lange Eisenkette befestigt ist. Die Frauen hängen statt dieses Kettenschmuckes eine 10 bis 12 Umgänge zählende Spirale bleifederdicken Messing-

drahtes an ihre geplagten Ohrläppchen. Auch die obere Ohrmuschelpartie wird fürchterlich maltrahiert, denn überall, wo der nötige Platz sich noch findet, werden Kupferringe eingehängt und fingerdicke Holzstifte oder Hystrixstacheln durchgestochen.

Die Sprache der Warûscha hat grosse Aehnlichkeit mit den Bantudialekten, welcher die Wadschágga vom Kilima-Ndschâro sich bedienen, doch finde ich in dem von mir angelegten Wörterverzeichniss auch Wurzeln, die ich bei keinem andern von uns besuchten Bantuvolke angetroffen habe. Eine kleine Tabelle möge dies erläutern:

Kopf	Ummudo	1 Kîmu
Arm	Kipugamburrú	2 Síbi
Hand	Niukofî	3 Schirâdu
Auge	Ríso	4 Schîna
Mund	Múmu	5 Schitânu
Nase	Mbôa	6 Schitana-Kîmu
Zunge	Múlimi	7 Schitana-schîwi
Zahn	Êgo	8 Schitana-schirâdu
Ohr	Nkúdu	9 Schitana-schîna
Haar	Mbî	10 Ikûmi
	20 Makûmi-kâbi	
	30 Makumi-kirâdu	
	40 Makumi-kâna	
	50 Makumi-katânu.	

Für 60 kannten die Warûscha keinen Ausdruck mehr, sie deuteten nur nach vorgehaltenen Fäusten, von denen jede eine Einheit von Fünf vorstellte.

Mein Aufenthalt war leider zu kurz, um auch über die Sitten und Gebräuche dieses noch so wenig studierten Völkertammes brauchbares Material sammeln zu können.

In Schmuck und Waffen stimmen die Warûscha mit den später zu beschreibenden Massai überein. Die eigentliche Volkstracht ist namentlich bei den Männern durch einzelne von der Küste her eingeführte Kleidungsstücke verdrängt, doch findet man sie noch rein bei den Frauen und bei Knaben. Ursprünglich wurde auf eine ausreichende Bedeckung der nackten Körperteile keine besondere Sorgfalt verwendet, und heute noch findet man in Aruscha Frauen, selbst einzelne Männer, in notdürftige Lendenschürze aus ungegerbten Ziegenhäuten eingekleidet. Die Knaben tragen nur, wenn die Vermögensverhältnisse

ihrer Eltern es erlauben, ein kaum ellenlanges Stück Baumwollstoff um den Leib gehängt und verdecken damit, wenn sie sich vor angesehenen Persönlichkeiten befinden, auch diejenigen Körperteile, auf deren Bedeckung die meisten Völkerschaften einen besonderen Wert zu setzen pflegen. Aeltere und besser situierte Männer hüllen sich in lange, bis zu den Fussknöcheln reichende, durch rote Okersalbe dauerhaft gemachte Baumwolltücher ein. Trotz der kräftigen Einwirkung der Sonnenstrahlen, welche in dieser Steppenoase sich geltend macht, wird von den Warûscha selbst der Kopfbedeckung keine grössere Bedeutung beigemessen; die Frauen stehen mit ihren sauberrasierten Schädeln in der grössten Sonnenglut und auch die Männer finden es nur selten der Mühe wert, ihrem Haupte einen Schutz vor den Sonnenstrahlen angedeihen zu lassen.

In ihrer Beschäftigung reihen sich die Warûscha eng an die verwandten Wadschágga an und bilden wie diese ein kräftiges, kriegerischen Unternehmungen nicht gerade abgeneigtes Ackerbauervölkchen. Der Boden, den sie als ihre Heimat ausuchten, ist in kultureller Hinsicht sehr versprechend. Die braune, durch Zersetzung pflanzlicher Stoffe an Nährsalzen äusserst reiche Dammerde ist in so mächtiger Schicht vorhanden, dass man den eigentlichen Untergrund dieses Alluvialbodens selbst in den tief eingeschnittenen Bachbetten nicht zu sehen bekommt. Die Fruchtbarkeit von Aruscha lässt sich aus dem üppigen Pflanzenwuchse ermessen, der in tropischer Fülle sich hier entwickelt. Lebensfrische Sykomorenbäume bordieren den ruhig dahinströmenden Mulonduibach, dichte Bananenwälder überziehen die Oase und zwischen diesen bauen die Warûscha Mais-, Bataten- und Tabakfelder an. Ich war Ende August in Aruscha und beobachtete in jener Zeit fast täglich einen oder mehrere Regenschauer. Die Temperaturen waren verhältnismässig niedrig und die täglichen Schwankungen sehr gering.

Von Arûscha tschîni zog unsere Karawane in die Kulturgebiete am Fusse des Kilima-Ndschâro-Gebirges. Der Ihnen wohlbekannte Weltreisende, Herr Dr. Hans Meyer aus Leipzig, hat über den Kilima-Ndschâro ein so umfassendes und wahrheitsgetreues Werk geschrieben, dass ich davon Umgang nehme, in eingehender Weise Ihnen über meine hier gesammelten Beobachtungen zu berichten. Wir machten einen mehrtägigen Aufenthalt in der deutschen Militärstation Moschi und besuchten

vor unserm Abschiede vom Kilima-Ndschâro den Kiboscho-Fürsten Sîna. Die Bevölkerung von Moschi setzt sich zusammen aus ackerbau- und viehzuchttreibenden Wadschágga, der aus Wasuahêli und Sudanesen rekrutierten und von deutschen Offizieren befehligten Garnison, einer Anzahl als Führer und Boten im Dienste der Militärbehörde stehenden Mâssai und einigen dem Handel sich widmenden Komôren und Griechen.

Die eingeborenen Wadschágga sind ein kräftiger, hübscher Volksschlag, der sich in physischer Beziehung den Warûscha beiorndnet. In kultureller Hinsicht aber stehen diese den letzteren weit über und dürften die Hoffnung erwecken, dass sie unter verständiger Leitung von Europäern nach und nach zu einer sehr brauchbaren Bevölkerung sich entwickeln. Wenn im allgemeinen die Ackerbauer wegen ihrer Liebe zum Besitz und zur Ansässigkeit durch kriegerischen Mut und Unternehmungsgeist sich nicht gerade auszeichnen, so haben die Wadschágga in den letzten Jahren doch bewiesen, dass sie die Charaktereigenschaften ihrer wandernden Ahnen in hohem Masse beibehalten und unter Umständen als wehrhafte Kriegerschar ihrem Feinde viel zu schaffen machen. Dass sie in frühern Zeiten ganz geübte und erfahrene Krieger waren, beweisen sie in ihrer unübertroffenen Kunst als Waffenschmiede. Selbst die armen, von dem mühsamen Erwerbe der Jagd sich ernährenden Wandorobo beziehen ihre Pfeile von den Wadschágga und alle die Tausende von schönen Lanzen und hübsch geschmiedeten Schwerter, welche man in dem Besitze der ostafrikanischen Völkerschaften immer findet, dürften zum grössten Teile am Kilima-Ndschâro verfertigt worden sein. Es ist geradezu bewunderungswürdig, mit welchen primitiven Mitteln diese Meister der Schmiedekunst von ihrer Tüchtigkeit die untrüglichsten Zeugnisse abzulegen verstehen. Die Wadschágga teilen sich in einzelne Stämme, von denen jeder unter der patriarchalischen Regierung eines sogenannten Jumbe steht. Wie bereits angedeutet, hatten wir das Vergnügen, dem Jumbe von Kiboscho einen kurzen Besuch abstatten zu dürfen. Sîna, so heisst der alte Häuptling, hat sich sehr gut verschantzt, und wir mussten erst mehrere Pallisadentore und eine starke Ringmauer passieren, ehe wir zu seinem noch besonders befestigten Palaste gelangten. Eine grosse Anzahl seiner Leute begleitete uns und drängte sich so dicht um uns herum, dass wir kaum mehr Atem schöpfen konnten, als die schwarze Hoheit uns endlich Audienz gewährte.

Der Palast, wenn man den schwerfällig gebauten Holzkasten, den Sîna bewohnt, so nennen will, ist europäischem Muster nachgeäfft, und den Mangel technischer Kenntnisse hat dessen Baumeister durch reichliches Mass von Holzvergeudung zu decken gesucht. Sîna tront erhaben in einem europäischen Lehnstuhle, die Hände über dem Bauche gefaltet, ohne eine Miene zu verziehen, mit seinen stechenden Blicken die vor ihm knieenden Untertanen im Auge behaltend.

Sein Reich ist dicht bevölkert und wohl bebaut. Es liegt zwischen den Fürstentümern Madscháme und Moschi und wird im Osten durch den Karánga und im Westen durch den Umbwefluss begrenzt. Diese beiden Gewässer entspringen am Südhange der Plateauterrasse, auf welcher der 6000 m hohe Kibo und der 5350 m hohe Mawense sich auftürmen.

Die Anpflanzungen der Wadschágga liegen unter der Urwaldregion und gedeihen auf einem äusserst fruchtbaren Boden, der durch zahlreiche kleine Bächlein bewässert wird. Zur Zeit unseres Aufenthaltes waren Bananen und Mais in Hülle und Fülle vorhanden, daneben beobachtete ich auch *Phaseolus*, *Vigna sinensis*, *Solanum*, *Colocasia* und *Dolichos Lablab* als häufig kultivierte Feldfrüchte.

Die in der Militärstation Moschi lebenden Offiziere rühmten sehr die sanitären Vorzüge des Kilima-Ndschâro, ich meinerseits kann dieselben hingegen nur im Vergleiche zum Küstenklima als günstig taxieren, denn ich sah hier sehr viele Kranke und habe in den wenigen Tagen, die ich am Fusse dieses afrikanischen Bergriesen zubrachte, die Ueberzeugung gewonnen, dass das Klima hier denn doch nicht so günstig ist, wie es von optimistischen Kolonialpolitikern oft geschildert wird. Am Morgen zogen stets nasse Nebelwolken an den Abhängen des Berges herum, den Tag über regnete es sehr häufig, und die schneebedeckte Kuppe des Kibo, sowie die zerklüftete Felsenfeste des Mawense hatten wir immer erst abends zu sehen bekommen. Das Trinkwasser von Moschi ist von suspensierten Schlamnteilchen ziegelrot gefärbt und durchläuft, bevor es in der Militärstation zur Verwendung kommt, die mit tierischen und pflanzlichen Verwesungsprodukten geschwängerten Garten- und Ackerparzellen der Eingeborenen. Auf einen permanenten grossen Feuchtigkeitsgehalt der Luft sowohl als des Bodens deutet der tropische, üppige Pflanzenwuchs der unbebauten Gehänge. Wenn der Kilima-

Ndschâro, welcher für die deutsch-ost-afrikanische Kolonie eines der kostbarsten Kulturgebiete sein soll, je einmal eine höhere Bedeutung erlangt, so kann dies nur mit Beihülfe der Eingeborenen geschehen und niemals werden mittellose deutsche Auswanderer hier mit Händearbeit finanziellen Erfolg erzielen, denn der Europäer kann in diesem Teile von Afrika nur als gut situierter Beamter oder Aufseher einer grossen Plantage den Gefahren des Klimas trotzen, nie aber als Feldarbeiter, der beim Bebauen der Ackerkrume durch die ausdünstenden Miasmen des Bodens in kürzester Zeit dem Siechtume des Malariafiebers verfällt.

Den Kilima-Ndschâro verlassend zogen wir westlich gegen die grosse ost-afrikanische Grabenspalte hin, die in nördlicher Richtung vom Niassa- gegen den Rudolf-See hin sich erstreckt. Auf diesem Wege kamen wir über die am Fusse des Mêru-Berges liegende Oase Arûscha-tschú. Der Mêru, ungefähr 4500 m hoch, ist wie der Kilima-Ndschâro ebenfalls ein erloschener Vulkanriese, sich erhebend aus einer wasserarmen Steppe und in seinem untern Teile bestanden von üppigem Urwald. Zahlreiche Viehherden, welche am Fusse des Mêru-Berges auf grünem Weideland der Steppe bemerkbar wurden, deuteten die Nähe der Oase an, welche in gelichtetem Urwald am südlichen Abhange des Mêru sich hinzieht.

Wir schlugen unser Lager vor den verschanzten Hütten des Häuptlings auf und erregten im ersten Augenblicke nicht geringes Erstaunen bei den scheuen, andernteils aber auch neugierigen Eingeborenen. Nachdem die Zelte aufgeschlagen und die Warûscha über unsere friedlichen Absichten in Kenntnis gesetzt waren, entwickelte sich gegen Abend ein reger Tauschhandel im Lager. Der Häuptling stellte sich bei uns vor und mit ihm kamen ganze Scharen junger, unbewaffneter Krieger, Kinder und Frauen. Den ersteren wurden die Wirkungen unserer Feuerwaffen demonstriert und es war hauptsächlich die Treffsicherheit des Herrn Schillings, die unter den Leuten das grösste Staunen erregte. Kinder und Frauen schleppten unserer Karawane Brennholz und Nahrungsmittel herbei und brachten als Ersatz dafür Baumwollstoffe, Eisen- und Messingdraht, weisse Hemdenknöpfe und farbige Glasperlen in ihre Behausungen zurück.

Mehr als alle bis anhin angetroffenen Negervölker ahmen die Bewohner von Arûscha-tschú die Sitten der Mâssai nach, sie

haben selbst ihre Muttersprache vergessen und an ihrer Stelle das hamitische Mâssai angenommen. Nichts desto weniger erkennt man in ihrer kräftigen, strotzenden Körpergestalt, den breiten Negerschädeln, etwas flachen Nasen und stark entwickelten Lippen ihre Zugehörigkeit zum sogenannten Bantu-Typus. Wie die Wadschágga kleiden die ältern Männer sich in lange Umwurf-tücher, die mit roter Okersalbe eingefettet sind, während die Frauen nach Mâssai-Sitte in Lederlappen sich hüllen und auch Mâssaischmuck tragen. Die Frisur ist diejenige der Wadschágga und Bewohner von Arûscha tschini.

In den Waffen sowohl als in der Organisation ihrer Kriegerschar halten die Warûscha sich strikte an die Gebräuche der Mâssai, die Knaben schiessen mit stumpfen Pfeilen, die eigentlichen Krieger oder Morán tragen eine grossklingige Lanze als Waffe, bemalen ihren Körper und schmücken sich mit Straussenfedern und den Fellen der Guereza-Affen. Sind die Morán älter geworden und haben sie so viel erworben, dass es ihnen möglich ist, einen eigenen Hausstand zu gründen, so treten sie zu den Landwehrmännern oder Mórúa über, verlieren ihre, den nomadisierenden Mâssai nachgeahmte Raublust und spielen den jüngern Kriegern gegenüber eher die Rolle vom Kampfe abhaltender Alter als diejenige schlaüberlegender Anführer. Viele fallen den Lastern der Trunksucht, des Haschischrauchens und geschlechtlicher Excesse anheim und stehen geistig den Affen schliesslich ganz nahe.

Wenige Wochen nach unserem Abmarsche haben die Waruscha die Karawane zweier deutscher Missionare überfallen und letztere beide getötet. Zu ihrer Bestrafung zog Hauptmann Johannes von Moschi mit einer Kompagnie Soldaten und circa 3000 Wadschágga-Kriegern aus. Die Uebeltäter entflohen aber noch rechtzeitig und haben sich dann mit den Mâssai von Ngorongôro im Westen des Manjarasees verbunden, ohne dass man ihnen in dieser Steppenfesten ernstlich zu Leibe rücken konnte. Die Nachricht von diesem Ueberfalle war für mich sehr befremdend, denn während unseres 14tägigen Aufenthaltes in Arûscha haben die Eingeborenen uns auch nicht einmal Anlass zu Klage gegeben oder auch nur Misstrauen erregt. Sie wurden im Gegenteil sehr zutraulich und würden uns gewiss keine Waffen verkauft haben, wenn sie irgendwelche böse Absicht gegen uns gehegt hätten. Sie hatten damals alle ihre Felder bebaut und

setzten bei einem Kampfe ihre ganze mühsam erworbene Habe aufs Spiel.

Die Produkte, welche zur Zeit unseres Aufenthaltes in Arûscha angepflanzt wurden, waren Bananen, Mais und Negerhirse, daneben auch süsse Kartoffeln, roter Pfeffer, Phaseolus und Tabak. In den Wäldern findet sich sehr schönes Bauholz und im Busche reichliches Brennmaterial. Mit Ausnahme der Landwirtschaft und Viehzucht sind die Waruscha keinem Berufe hold. Sie bauen nur das Notwendigste an. Hirse und Welschkorn werden mit den Händen abgerupft und die Samen mühselig durch Weiber und Kinder ausgehülst. Die Rinder geben trotz des guten und reichlichen Futters verhältnismässig wenig Milch, sie finden keine Verwendung zur Feldarbeit und denen, die zum Schlachten bestimmt sind, lässt man keine Mästung angedeihen. Käsebereitung kennt man in Arûscha nicht und die Butter wird in einer so ekelhaften Qualität dargestellt, dass sie für Europäer ganz ungeniessbar ist.

Dass bei den Waruscha kein Gewerbe sich entwickelt, erkläre ich mir weniger durch Mangel intellektueller Tüchtigkeit und moralischer Energie, als durch das über einen grossen Teil von Afrika verbreitete Vorurteil, dass Arbeit eine Schande sei und nur von Sklaven und Weibern verrichtet werden dürfe. Ein weiterer Faktor, welcher für die Entwicklung eines Gewerbes sehr hemmend ist, liegt in der Bedürfnislosigkeit der Leute und in der Parzellierung des Grundeigentums. Die wenigen Stofflappen, welche in Arûscha als Kleider in Verwendung kommen, dürften nicht einmal bei einem bescheidenen indischen Krämer etwelche Hoffnung auf ergiebigen Handel erwecken, denn die Waruscha wissen durch ihre Okersalbe diese Baumwolltücher so haltbar zu machen, dass sie jahrelange Dienste leisten. Die Waffen sind keiner Verbesserung zugänglich, sie bleiben immer die nämlichen und werden vom Grossvater auf den Vater und vom Vater auf den Sohn vererbt. Auch die Schmucksachen werden von einer Generation auf die andere übermittelt und sind keinerlei Mode unterworfen.

Ein achttägiger Aufenthalt in Arûscha tschu ermöglichte uns die Verproviantierung der Karawane, die von hier bis zur nächsten grösseren Ansiedelung einen dreiwöchentlichen Marsch vor sich hatte und mit Lebensmitteln reichlich ausgerüstet sein musste. Wir durchquerten die wasserarme Mâssaisteppe und schlugen von

Ngarûka aus dem Natrontale entlang eine nördliche Richtung ein. Dieser Weg war nicht nur seines Wassermangels, sondern namentlich der räuberischen Mâssai wegen an der Küste als sehr gefährlich uns geschildert worden, doch bot er uns in Wirklichkeit keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, und wir verloren keinen Mann auf dieser Route.

In Ngarûka trafen wir die ersten Mâssai oder Orloigob, wie diese Nomaden sich auch nennen. Sie waren von der ersten Stunde der Begegnung an uns freundlich gesinnt und wir schlugen in geringer Entfernung ihrer Krале unser Lager auf. Da die Mâssai in den letzten Jahren durch eine Viehseuche den grössten Teil ihrer Herden eingebüsst haben und vom Hunger selbst dezimiert wurden, haben viele von ihnen den landwirtschaftlichen Beruf ergriffen und sind vom wandernden Nomaden zum sesshaften Ackerbauer geworden.

Ngarûka ist eine solche Ackerbauerkolonie, und wir trafen hier kleine Anpflanzungen von Welschkorn und süssen Kartoffeln an. Der Ort scheint in frühern Zeiten schon bebaut worden zu sein, denn ich fand gegen das Gebirge hin zahlreiche Steinkreise und Steindämme, welche zweifellos Einfriedigungen von kleinen Aeckern darstellen. Nur einige Stunden von Ngarûka entfernt findet sich ein ständiges, mehrere tausend Mann zählendes Mâssai-Lager im Kesselbruche von Ngorongôro. Im Schutze dieser Horde fühlte die kleine Ansiedlung sich ganz sicher und bald brachten sie uns selbst ihre unnütz gewordenen Waffen: Lanzen, Pfeile und Bogen zum Verkaufe. Ein Teil ihrer Lanzen diente übrigens schon zu andern Zwecken als zu Raub und Mord und war in den Händen von Weibern zu unschuldigen Kartoffelausstechern degradiert worden.

Der allgemeine Typus der Mâssai lässt uns nicht daran zweifeln, dass wie bei den Galla, Abessiniern und andern Völkerschaften im Norden von Ost-Afrika asiatisches Blut in diesem Teile des Kontinents sich verbreitet hat. Mâssai, namentlich die Männer, sind gewöhnlich von sehr dunkler Hautfarbe, und die im Jugendalter künstlich herbeigeführte Schiefstellung der obern Schneidezähne wäre auch sehr dazu angetan, auf den ersten Blick hin sie den afrikanischen Negervölkern beizustellen. Es ist sehr wohl möglich, dass die ältesten asiatischen Einwanderer, die afrikanischen Boden betraten, von dunkler Hautfarbe waren, und dass die Mâssai, welche wohl schon seit geraumen Zeiten den

ost-äquatorialen Teil von Afrika bewohnen, einem allmählichen Lichterwerden der Haut viel weniger ausgesetzt waren, als die in kühlerer Atmosphäre lebenden Verwandten in Galla- und Abessiniergebieten.

Sehr dunkle, oft fast negerschwarze Asiaten sind auch die Nubier, welche die heissen Wüstenstriche im nördlichen Afrika bewohnen, und allem Anschein nach waren selbst die bis zu den Gestaden des Mittelmeeres vorgedrungenen alten Aegypter von dunkler Hautfarbe.

Die Kopffaare der Mâssai erreichen niemals jene Länge, wie wir sie bei asiatischen Völkerschaften zu finden gewohnt sind, sie nähern sich auch nicht der Schlichthaarigkeit, niemals aber weisen sie jene durch enge, spirale Windungen hervorge-rufene Kräuselung auf, die wir beim pfefferkornförmigen Haarwuchse der typischen Afrikaner fast immer finden werden.

Die Sprache der Mâssai ist grundverschieden von den Bantu- und südafrikanischen Schnalzlaut-Sprachen. Sie zeichnet sich aus durch das häufige Vorkommen eines weichen Ng-Lautes und ihre Worte endigen viel seltener auf einen Vokal aus, als dies bei den mir bekannt gewordenen afrikanischen Negersprachen der Fall ist. Ein kleines Wörterverzeichnis möge Ihnen ein rohes Bild dieser Sprache entwerfen:

Kopf	Lúgunja
Arm	Endagulé
Auge	Ngóngo, Plur. Ngoniéki
Mund	Ngúdu
Nase	Ngumé
Zunge	Lingedjéb
Zahn	Walalâi, Plur. Lâla
Ohr	'Engiok, Plur. Ingiá
Haar	Elwâwi
Krieger	Morán, Plur. 'Elmorán
Landwehrmann	Mórua, Plur. 'Elmoruaka
1 Nâbo	8 'Issiet
2 Aré	9 Endorút
3 Uní	10 Tómon
4 'Ongwan	20 Tígidam
5 Imiet	30 Osom
6 'Ille	40 Artám
7 Nâbischana	50 Onóm.

Das Quinäre Zählungssystem, auf welchem fast alle afrikanischen Negervölker stehen geblieben sind, haben die Mâssai nicht, sonderbarerweise aber neben der sprachlichen Ausdrucksform eine durch Fingerstellung veranschaulichte Art der Zahlwörter. Diese plastische Darstellungsform des Zahlensystems ist noch so sehr in Gebrauch, dass ich nie einen Mâssai zu beobachten Gelegenheit hatte, der eine Zahl lautlich ausgedrückt hätte, ohne zugleich auch durch Fingerstellungen sie versinnbildlicht zu haben. Es tun dies meines Wissens auch die Indianer, und des Rechnens mit Hülfe der Finger haben sich nicht nur die Römer und Griechen, sondern auch alle Kulturvölker des Orients in den ältesten Zeiten bedient.

Der bei geschlossener Hand erhobene, im zweiten Gelenke auf und ab bewegte Zeigefinger bedeutet Eins, der ebenfalls bei geschlossener Hand über den Zeigefinger gelegte Mittelfinger Vier, das Abschnellen des Ringfingers vom Daumen veranschaulicht das Zeichen für Sechs, der bei geschlossener Hand zwischen Zeige- und Mittelfinger gelegte Daumen ist das Zeichen für Fünf, die ausgestreckte Hand langsam hin und her bewegt bedeutet Acht und dieselbe Handstellung bei zitternder Bewegung deutet 40 an, während 100 dadurch bezeichnet wird, dass man plötzlich die geschlossene Hand öffnet und die nach unten eingeschlagenen Finger rasch nach vorne schnellt.

Religion scheint bei den Mâssai in sehr geringem Masse vorhanden zu sein, jedenfalls ohne hohe Erhebung des Göttlichen über das Menschliche und ohne ein starkes moralisches Element. Mit dem Ausdrücke Ngai bezeichnen sie alles ihnen Unerklärliche, das Rollen des Donners, die Eruptionen des Duenio-Ngai-Vulkans, die Bewegung der Magnetnadel, die Wirkung einer Feuerwaffe und auch den Europäer, wenn er ihnen irgend eine ihnen unverständliche Kunst vorweist. Neben dem Ngai scheint der Léibun oder Zauberer die höchste Achtung zu geniessen, aber nur dann, wenn sein Zauber eine gefällige Wirkung hat, sonst aber wird ihm leicht das Messer an die Kehle gesetzt. Als kriegslustiges Räubervolk zollen die Mâssai auch ihren Heeresanführern oder Léigwanon sehr hohe Achtung und selbst der gewöhnliche Krieger oder Morán steht hoch in seinem Range.

Der nomadisierende Steppenbewohner besitzt ursprünglich nichts als seine Herden, von denen jedes Haupt ihm teuer ist. Nur ungerne und gezwungen vertauscht er ein Stück Vieh gegen

vegetabilische Nahrung, Kleider, Waffen oder Schmuckgegenstände und wenn Seuchen seine Herden dezimieren und Fleisch und Milch ermangelt werden, so ist die nächste Ausflucht für ihn ein Raubzug in die Nachbarstaaten.

Gestählt durch das entbehnungsreiche Leben des Nomadentums ist der Mâssai den ackerbautreibenden Negern weit überlegen und so holt er sich bei diesen denn das, was er in der öden Steppe nicht erlangen kann. Mit Vorliebe raubt er Rinder, denn diese sind ihm sein Alles und ohne sie kann er auf die Dauer nicht leben. Durch erfolgreichen Viehraub kühn gemacht und moralischer Erziehung fast vollkommen entbehrend, entwickelt der Mâssai sich zum gefährlichsten Räuber, der zu grossen Rotten sich vereint und für viele Gegenden Ost-Afrikas zur wahren Landplage wird. Das beste Kontingent zu diesen Räuberhorden bilden junge, unverheiratete Leute, denn diese kennen noch keine Gefahren des Lebens, sie haben kein Besitztum, das sie fesseln könnte, die Laster des späteren Lebens haben die Kräfte ihres Körpers noch nicht angetastet und wenn sie im Kampfe auch untergehen, so hinterlassen sie keine armen Witwen und keine hilfsbedürftigen Waisen.

Der Mâssai tritt vor seiner Mannbarkeit schon in die Kriegskaste ein und muss als Rekrut oder Domonón eine äusserst harte Schule durchmachen. Er darf auf längere Zeit den Kraal seiner Familie nicht mehr betreten und muss einsam in der Wildnis leben, um Hunger, Durst und andere Entbehnungen ertragen zu lernen. Jeder vegetabilischen Nahrung muss er entsagen und damit auch der Erwerb von Fleisch ihm erschwert sei, darf er nur kleine, mit stumpfen Pfeilen erlegte Tiere jagen.

Als Domonón oder Sowólio, wie diese Rekruten auch bezeichnet werden, dürfen die Knaben sich nach Weibersitte noch in grosse Felle kleiden und sonderbarerweise selbst der Sandalen sich bedienen, was ich bei den eigentlichen Kriegern oder 'Elmoran nie beobachtet habe. Die Haare werden in dieser Altersstufe kurz geschnitten und durch seitwärts vom Kopfe festgebundene schwarze Straussfedern ersetzt. Mit Ausnahme eines Vertikalstriches über die Stirn, die Augen und Mundgegend wird das ganze Gesicht mit Kaolinbrei weiss bemalt und mit der gleichen Farbe auch am Vorderarme eine stulpenähnliche Zeichnung aufgetragen. Ich habe bei den Domonón weder Lanzen noch Schwerter beobachtet und wundere mich sehr, wie sie nur mit Bogen und

stumpfen Pfeilen bewaffnet gegen die vielen Gefahren sich schützen, die von Seite der in allen Steppengebieten häufigen Nashörner, Löwen und anderen Raubtiere den Menschen bedrohen.

Hat der mannbar gewordene Domonón den Strapazen der Kriegerschule stand gehalten, so tritt er als Móran in die Abteilung der aktiven Krieger. Als solcher muss er zwar immer noch ausserhalb des heimatlichen Kraals wohnen, aber nicht mehr in der Wildnis sich herumtreiben, sondern in der Nähe der elterlichen Hütten im Vereine mit andern seiner Stufe ein eigenes Heim sich bauen. Aus den Mädchen seines Stammes darf er alsdann ein Liebchen sich wählen und mit diesem in einer Art Versuchsehe die kommenden Jahre verbringen. Auf den Morán bauen die ältern 'Elmoruaka oder Nichtkombattanten alle ihre Hoffnungen; er ist es, der jedes erlittene Unrecht rächen und seinen Stamm zur gefürchteten Geissel der Nachbarvölker machen soll. Er versteht es auch, als flotter Krieger sich aufzuspielen. Die reichliche Nahrung, die er durch Raub und Mord an den Karawanenwegen und bei den friedfertigen Negern sich zu verschaffen weiss, bringt ihn zu strotzender Körperentwicklung.

Des Morán Waffe ist der hübsch gearbeitete Speer, den die Wadschágga ihm schmieden. Auch das lanzettförmige Dschaggaschwert gehört zu seiner Ausrüstung, während Pfeile und Bogen ihm nur dann beliebt sind, wenn er gelegentlich einmal zur Jagd auszieht. Die Lanzenklingen sind 40—100 cm lang und in neuerer Zeit lange nicht mehr so breit wie früher. Der Holzschaft ist im allgemeinen sehr kurz und um den Gleichgewichtspunkt der Lanze doch in diesen zu verlegen, wird ihm hinten eine 40 bis 80 cm lange massive Eisenspitze aufgesetzt. Der Speer wird entweder über die Schulter gelegt oder frei in den Händen getragen, die Klinge immer nach oben gerichtet. Beim Sitzen oder anlässlich eines Gespräches wird er senkrecht in den Boden gestossen. Die Pfeile des Morán sind mit einem schwarzen harzigen Pflanzengifte eingestrichen und sind in ihrer Wirkung äusserst gefährlich. Um sich im Gefechte zu schützen, tragen die Krieger auch einen grossen elliptisch geformten und aus Büffelhaut verfertigten Schild, auf dem sie mit roter, weisser und schwarzer Farbe die Abzeichen ihres Stammes anbringen.

Neben den Waffen hält der Mâssaikrieger sehr auf Schmuck und Bemalen des Körpers. Das Haupt schmückt er mit Vorliebe durch schwarze Straussfedern, die auch zu Achselkragen häufige

Verwendung finden. Felle von Colobusaffen, spornartig zugeschnitten und über den Fussknöcheln befestigt, sind ebenfalls sehr beliebt. Ein weiterer Schmuck sind die aus Holz oder Bambus geschnittenen Ohrpflocke, wie wir sie bei den Warûscha angetroffen haben. Mit Ausnahme von Schellen, die an den Knien oder über den Fussknöcheln befestigt sind, trägt der Morán keinen Eisenschmuck an sich. Ihre Halsbänder sind meist aus zusammengeknäuelten Pflanzenfasern oder aus Samen zusammengesetzt. Wie die Bantu, welche wir kennen gelernt haben, so fetten auch die Mâssaikrieger ihren Körper mit einer ziegelroten Okersalbe ein.

Ueber den vom aktiven Kriegerheere ausgetretenen Mórúa ist wenig zu sagen. Er fristet als Hirt oder Jäger, in seltenen Fällen, wie bei Ngaruka, als Ackerbauer sein Leben und bewacht zur Zeit, wo die Elmoran auf Kriegspfadern ziehen, die Herden und Kraale seiner Stammesangehörigen. Als Hirten nennen sie sich immer Mâssai, d. h. „Besitzer“, haben sie aber die Jagd als ihre Hauptbeschäftigung gewählt, so nennen sie sich Ndorôbo, was auf Deutsch so viel als „armer Teufel“ bedeuten will. Ackerbautreibende Mâssai stellen die Küstenbewohner stets mit den die Mâssaisitten nachäffenden Bantu zusammen und legen diesen beiden einander grundverschiedenen Völkern alsdann den Namen Wakuâfi bei.

Die Mâssaifrauen sind ihres Schmuckes wegen sehr interessant; letzterer besteht vorwiegend in bleifederdickem Eisen- oder Messingdraht und in hübsch gearbeiteten, aus farbigen Glasperlen zusammengesetzten Zierbändern. Eine aus poliertem Eisen- draht gewundene und 15–20 Umgänge zählende Spirale bildet einen breiten schweren Kragen um den Hals. Im Gewichte ihm gleichkommend sind stulpenförmig um die beiden Unterschenkel und meist auch um den linken Oberarm gewundene Drahtspiralen, die an Arm- und Fussgelenken in der Jugend schmerzhaft Eiterungen und im Alter knorrige Knochenwucherungen hervorrufen und in dieser Beziehung das enge Schuhwerk und die gesundheitschädliche Brustkorbplastik unserer Damen noch übertreffen. Einen ebenso unbequemen Schmuck tragen die Mâssai-Frauen an den im Mädchenalter durch Ohrpflocke deformierten Ohren, und kleinere Spiralen aus feinem Messingdraht zieren ihre Finger. Der erwähnte Perlenschmuck besteht aus 1–4 fingerbreiten Leder- gürteln, denen dicht aneinandergenäht rote, weisse, grüne und

schwarze Perlen in geschmackvoller Farbenzusammenstellung aufgenäht sind. Ein schmales Perlband schnürt die Stirn, breitere Bänder werden über dem eisernen Halskragen getragen und ein Perlengürtel schnürt die Taille. Mit kleinen farbigen Glasperlen werden auch die rauchgrauen Lederlappen verziert, mit welchen die Mâssai-Frauen ihren Leib verhüllen.

Die Mâssai nehmen heute das ganze grosse Steppengebiet in Anspruch, das zu beiden Seiten der ostafrikanischen Grabenversenkung sich ausbreitet. Von hier aus wandern sie gelegentlich östlich gegen Mombassa und Pangani, westlich gegen den Victoria-See hin. Nach Erzählungen von Kikuju-Mâssai soll ihre ursprüngliche Heimat weiter südlich gelegen haben und es ist sehr wohl möglich, dass sie durch die nach Norden vordringenden Bantu aus jenen Gebieten vertrieben worden sind. Die Engländer stehen auf gutem Fusse mit ihnen und benützen sie oft, um aufständische Negervölker, wie die Wakamba und Wakikuju für ihre Uebeltaten zu bestrafen. In Kamassîa nennt man die Mâssai Wasegêju und nach Mitteilungen von Reisenden sollen auch die Bewohner von Sónjo diesen Namen führen. Viele Mâssai giebt es auch in Kawirondo; sie stammen zum Teil aus der Gegend von Langatân-ia-niûki und werden Wakuâfi genannt, andere haben ihre Heimat am Fusse des Elgon-Gebirges und heissen Wamîa. Die meisten Kraale trafen wir am Naiwascha-See, wo die Mâssaibevölkerung etwa 2500 Köpfe zählt. Auf dem Plateau von Ndare-Serian, wohin die Mâssai oft mit ihren Herden ziehen, begegneten wir zur Zeit unseres Durchmarsches nicht einem einzigen Menschen; dass diese Gegend durch räuberische Mâssaihorden gelegentlich aber unsicher gemacht wird, konnten wir aus dem Umstande ersehen, dass die Bewohner von Sotîko uns einige hundert Krieger entgeschickten, als sie unsere Lagerfeuer in der Ferne bemerkten und auf einen Angriff der Mâssai sich gefasst machten.

Der Ngare Dabásch bildet nach der Ugowe-Bucht hin den Grenzfluss zwischen Mâssai- und Sotîko-Bevölkerung. Wir überschritten ihn am 26. Oktober 1896 und waren kaum eine Wegstunde weitergedrungen, als die ersten Sotîko-Krieger mit grossen, ovalen Schilden und blanken Lanzen bewaffnet, unserer Karawane sich zugesellten. Sie verstanden weder Mâssai- noch eine Küstenneger-Sprache, und wir konnten uns mit ihnen daher nur durch Zeichen unterhalten. Durch dichten Urwald führten sie

uns nach einem von Zeit zu Zeit sichtbar werdenden Höhenzuge hin, auf dem die Wasotiko vor unsern Augen ihre Streitmacht sammelten. Das Zusammenhalten unserer Karawane war des schlechten Weges halber sehr schwierig und unsere Situation wurde um so schlimmer, als wie aus dem Boden gewachsen jeden Augenblick neue Krieger im Walde auftauchten, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit durch das für uns fast unpassierbare Lianendickicht huschten und von allen Seiten die gellenden Töne der Kriegshörner und ein unheimliches Schlachtgebrüll der Eingeborenen aus dem Dunkel des Waldes uns entgegenhallten. Mit gespannten Büchsen und je zwei Revolvern in den Taschen marschierten wir von einigen unserer Soldaten begleitet etwas bangen Herzens der Karawane voran und atmeten erst ruhig wieder auf, als wir den Urwald passiert hatten und auf freies Feld getreten waren. Die Wasotiko-Krieger, die sich hier versammelt hatten, lösten sich allmählich wieder in kleine Trupps auf und liessen durch sprachkundige Leute uns sagen, dass wir freien Durchgang durch ihr Land hätten und dass sie nur deshalb hieher gekommen wären, weil sie schon mehrere Nächte unsere Lagerfeuer beobachtet und einen Raubzug der feindlichen Mâssai befürchtet hätten.

So war denn auch in Sotiko jegliche Gefahr vor einem Ueberfall der Eingeborenen für uns beseitigt, und wir konnten beim nächsten Lagerplatze schon die Ueberzeugung gewinnen, dass dieses Bergvolk wirklich friedliche Absichten gegen uns hegte. Die Krieger verzogen sich, und zahlreiche Frauen und Kinder kamen mit Lebensmitteln zum Markte. Das Erscheinen des weiblichen Geschlechtes darf bei allen Afrikanern als sicherstes Friedenszeichen gehalten werden, denn die Sklaverei, welche ja unter allen Eingeborenen betrieben wird, gebietet jedem Volke, bei den ersten Anzeichen eines Kampfes ihre Weiber und Kinder in Sicherheit zu bringen.

Den Kriegern, welche am Nachmittage noch mit grösster Vorsicht beobachtet wurden, machten wir am Abende nun allerlei plumpe Zaubereien vor und erregten grosses Staunen durch unsere Künste. Besonderes Vergnügen machten wir ihnen, als wir sie durch unsere Feldstecher schauen liessen, und sie vom Okular aus beobachtend die Gegenstände einmal nah, von der Objektivseite hineinsehend dieselben wieder ganz weit entfernt vor sich hatten. Als wir ihnen dann zeigten, wie eine Kompassnadel durch ihre darüber hin und her bewegten Lanzen in

Schwingungen gebracht werden konnte, da stiegen wir in ihrer Hochachtung ganz riesig. Grosses Interesse erweckte eine Glascheibe, die alle für Wasser hielten und über deren Härte jeder Krieger sich durch Fingertupfen überzeugen wollte. Das Schlagen der Taschenuhr erregte allgemeine Heiterkeit und als einige erst die selbsttätige Bewegung des Sekundenzeigers entdeckten, da wurde über das Wunderding eine lange, uns leider unverständliche Besprechung abgehalten. Sehr aufmerksam gemustert wurden die gepanternen Plüschdecken, die auf unsern Betten lagen. Die Schlawern glaubten Leopardenfelle darin zu erkennen, waren dann aber nicht wenig erstaunt, als die vermeintlichen Felle auch auf der Innenseite und hier sogar andersfarbige Haare hatten.

In den körperlichen Eigenschaften lassen die Wasotiko ihre Zugehörigkeit zu den afrikanischen Negervölkern leicht erkennen. Ihre Sprache scheint mit den am obern Nil gesprochenen Dialekten verwandt zu sein, und nach den Zahlwörtern zu schliessen, die aus dem Kitatûru mir bekannt sind, hätte das Kisotiko mit diesem sehr grosse Aehnlichkeit. Ich gebe Ihnen ein in Sotiko gesammeltes Wörterverzeichnis wieder, das die Verwandtschaft mit dieser und andern nilotischen Sprachen veranschaulichen soll:

	Sotiko	Nandi	Kwatsch (Kawirondo)	Mássai	Tatoga
Kopf	Métit	Métit	Widsch	Lúgunja	?
Arm	Eût	Eût	Bâd	Endagulé	?
Hand	Siôg	Eût	Luedó	Ngainá	?
Auge	Kônda	Gônda	Oáng	Ngongú	?
Mund	Kotêt	Gûtít	Dôg	Ngudú	?
Nase	Serût	Serût	Hûm	Ngumé	?
Zunge	Ngeliebtá	Ngeliewtá	Läb	Lingedjéb	?
Zahn	Kêlok	Gelêg	Lâk	Lâla	?
Ohr	Itik	Itit	Id	'Engiok	?
Hals	Kâtet	Kât	Mût	Emur	?
Haar	Summêg	Sumêg	Iewîdsch	Elwâwi	?
Oberschenkel	Kuwestó	?	Udiri	?	?
Unterschenkel	Aitá	?	Oguálla	?	?
Fuss	Keldabesiét	?	Tiallo	Engajú	?
Wasser	Bêg	?	Pî	Ngáre	?
Feuer	Mât	?	Mâtsch	Engimá	?
Sonne	Asistá	?	Tschiáng	Ngolóngo	?

	Sotiko	Nandi	Kwatsch (Kawirondo)	Mâssai	Tatoga
1	Age	Akénge	'Atschien	Nâbo	^Aki
2	^Ai	Aéng	Arîr	^Are	Iyêni
3	Sómmo	Sómog	Adîg	^Uni	Sámak
4	'Ongwan	'Angwan	'Ongwan	Ongwan	'Ongwan
5	Mût	Môt	Apîtsch	'Imiet	Mût
6	Killôg	Lôg	'Audjeä	'Ille	Lâ
7	Tessâb	Tîssab	'Apîrir	Nâbischana	'Isukwa
8	Sissî	Sîssit	Apórrro	'Issiet	Sîss
9	Sógol	Sógol	Apóngwan	Endorût	Ségäs
10	Tomân	Táman	Apâr	Tómon	Táman
20	Digitam	Díbtam	Pirârio	Tigidam	?

In der Kleidung treiben die Wasotîko keinen grossen Luxus, die Knaben tragen meist nur eine dünne Bastschnur um die Lenden und auch die jungen Krieger halten wenig oder gar nichts auf die Bedeckung ihrer Blösse. Ein kleiner viereckiger Lederlappen, der mit farbigen Glasperlen gesäumt und mit Eisenplättchen oft hübsch verziert ist, bildet das einzige Kleidungsstück, das der Krieger trägt, und mit dem er seine linke Brustseite oder den Rücken bedeckt. Diese Lappen sind meist ziegelrot gefärbt, seltener sind es Ziegenfelle, an denen die Haare belassen werden.

Neben den gewöhnlichen Mâssai-Lanzen, die in Sotiko durch einen etwas längern Holzschaft sich auszeichnen, sah ich eine andere Form mit kaum fusslanger lanzettförmiger Klinge und kurzer Eisenspitze am untern Ende des Schaftes. Auch die Schwerter, welche die 'Elmoran tragen, sind diejenigen der Mâssai, die Schilde hingegen haben eine etwas gerundete Form als bei diesen, sind aber auch mit roten, schwarzen und weissen Stammesabzeichen verziert. Die Keulen der Wasotiko sind kurz und aus knorrigen Wurzelstöcken zugeschnitten; sie werden zu einer Art „Morgenstern“ bearbeitet und mit grosser Geschicklichkeit nach dem Feinde geschleudert.

Eine Kopfbedeckung trägt der Krieger nicht, doch wird sie einigermassen ersetzt durch den 1—2 Zoll langen dichten Haarwuchs. Die Ohren werden nach Mâssaisitte durch Ohrpflocke deformiert und später durch glockenförmige Bündel feiner Eisenkettchen geschmückt. Aus Sämereien oder blauen und weissen Perlen zusammengesetzte Schnüre werden um Hals und Lenden

getragen; den rechten Oberarm umschliesst oft ein Band, dem in geschmackvoller Weise kleine Glasperlen und kurze Eisenkettchen aufgenäht sind. An Hand- und Fussgelenken bilden Eisen- und Kupfermünzen den Schmuck des Kriegers.

Verheiratete Männer (die Krieger leben nach Mâssaigebrauch mit einem jungen Versuchsweibe zusammen) tragen ausser dem viereckigen Brustlappen wie die Betschuânen gewöhnlich einen aus Hyraxfellen zusammengesetzten breiten Schultermantel (Roi-gimôk) und meist auch eine aus Ziegenfell genähte, dem Scheitel überall anliegende Mütze. An der um die Lenden gebundenen Schnur haben sie oft einen breiten ledernen Sitzlappen befestigt.

Sie schnupfen leidenschaftlich Tabak und führen zu diesem Zwecke ein aus Horn oder Knochen hergestelltes und an langen Eisenketten über den Rücken gehängtes Gefäss mit sich, in welchem der Tabak als dicke Lösung aufbewahrt ist. Beim Schnupfen wird die konzentrierte Nicotinbrühe mit einem Eisenstifte aufgerührt und abwechselnd dann in die linke und rechte Nasenhöhle aufgesogen.

Kleine Mädchen gehen nackt, tragen aber mehrere aus Perlschnüren oder Eisendraht zusammengesetzte Halsbänder als Ersatz der Kleidung. In reiferem Alter verhüllen sie die Beckengegend mit einer bis zu den Knien reichenden Lederstreifenschürze, die mit Perlen, Eisenringen und schwarzen Nüssen verziert ist. Wie die Männer, tragen dann auch sie einen die linke Körperseite bedeckenden Brustlappen. Die Vorderarme umwickeln sie bis zum Ellbogen mit Drahtspiralen und die Oberarme zieren mit Perlen oder Kaurimuscheln besetzte Armbänder. Die in der Jugend erzeugte Ohrlappenschlinge wird meist über den obern Ohrenrand gehängt oder dann mit Drahtspiralen und Eisenketten beschwert, wie die Mâssaifrauen es tun.

Sotiko machte auf uns den Eindruck eines sehr fruchtbaren Landes, überall liegt eine mächtige Humusschicht über dem stark verwitterten krystallisierten Felsgrunde. Zahlreiche Bäche durchfliessen das Land und führen ihre Wasser von hier dem Victoria-Niansa zu. Die Talniederungen sind meist noch mit Urwald bestanden und nur oben auf dem Rücken der Anhöhen haben die Wasotiko ihre Durrah- und Eleusinefelder bestellt und viele Dörfer erbaut. Ziegen und Schafe sind häufig, daneben werden auch Rinder und Hühner gezüchtet.

Die wohlgenährten, kräftigen Gestalten der jungen Krieger

deuten darauf hin, dass in Sotîko kein Mangel an Lebensmitteln existiert. Zahlreiche Eingeborene begleiteten stets unsere Karawane und boten uns zu sehr geringen Preisen Sorghummehl, Eleusine, Gurken, Himbeeren, Eier, Hühner und Ziegen zum Verkaufe an. Es ist sehr zu bedauern, dass die Engländer ihre Victoria-See-Bahn über die Landschaft Nandi und nicht im Süden von Sotîko nach der Ugowe-Bay hin bauen. Sie hätten hier ein viel weniger coupiertes Terrain und würden die beiden fruchtbaren und verhältnismässig nicht ungesunden Bergländer Sotîko und Lúmbwa, sowie die stark bevölkerte und für Ackerbau und Viehzucht äusserst günstige Ebene von Kitôto dem Verkehr eröffnen.

Lúmbwa unterscheidet sich sehr wenig von dem besprochenen Sotîko, von welchem es durch die Talschlucht des Niungâris physikalisch getrennt ist. Auch hier führte uns der Weg über Höhenrücken und rauschende, gegen die Ugowe-Bay hinführende Bäche, durch dichten Busch und Wald und über saftiges Weideland bei zahlreichen Dörfern und Pflanzungen vorbei. Dunkle Gewitterwolken, die uns auf dem Marsche begleiteten, schütteten gegen Abend stets ihren Segen über uns und machten das Reisen auf dem abschüssigen, schlüpfrigen Boden eigentlich sehr beschwerlich. Unsere Leute, die beim Lagern selten ein trockenes Heubündel und brauchbares Brennholz finden konnten, mit denen sie sich gegen die empfindliche Kälte der Nacht und gegen die Bodenfeuchtigkeit zu schützen vermocht hätten, litten sehr durch die Unbill dieses Wetters und die Zahl der Kranken häufte sich von Tag zu Tag. Einer unserer kräftigsten Diener starb hier und musste in der Morgenfrühe heimlich im Busche begraben werden, denn in Lúmbwa soll, wie bei den Mâssai, die scheussliche Sitte herrschen, die Verstorbenen dem Frasse der Hyänen und Geier auszusetzen. Durch das Begraben wird, nach Ansicht dieser Eingeborenen, die Erde entweiht, und es soll sogar vorkommen, dass von Karawanen Sühngeld verlangt wird, wenn der Boden durch das Blut eines Verwundeten besprengt wurde.

Die Walúmbwa sind den Wasotîko sehr ähnlich, doch scheinen unter ihnen Mischungen mit Wakawiróndo und Mâssai häufiger zu sein als bei diesen. Die Knaben tragen sehr lange, kurz-klingige Lanzen, wie wir sie später in Kawiróndo als typische Waffe antrafen, und deren Eisen in den Schaft eingelassen sind. Die Krieger hingegen bedienten sich der Mâssai-Lanzen, hin und wieder auch einer Form, wie die Bewohner von Kaberásch und

nördlich wohnende Völker sie führen. Morgensternähnliche Keulen beobachtete ich in Lúmbwa selten mehr, sie waren ersetzt durch eine elegante, aus Nashorn geschnitzte Form mit spitzeiförmig auslaufendem Kopfe. Die Schultermäntel der ältern Männer sind meist aus Fellen von Serval und andern Wildkatzen, Füchsen und Antilopen zusammengesetzt. Bei den Frauen ist Kaurischmuck schon viel häufiger als in Sotíko, und besondern Wert legen sie einem über der Brust getragenen und mit Kaurimuscheln besetzten Lederbande bei. Ein kleines mit Perlen und Eisenkettchen verziertes Fettbüchsen wird von den Männern um den Hals getragen und dessen Inhalt zum Einfetten der Lanzen und der Körpers verwendet.

Die 'Elmoran führten uns oft Kriegstänze auf. Sie stellten sich dabei mit ihren Versuchsweibern in einen durch mehrere Personen dirigierten Kreis auf. Bei taktmässig nach hinten geschlagenem Kopfe und Heben eines Unterschenkels wurden im ersten Teile des Tanzes in tiefer Tonlage die Worte gesungen:

Mâ-wele-olaiô

Hô-mâ-wele-olaiô

und die aufgeworfene, durch Abschnellen des Daumens in drehende Bewegung gebrachte Lanze wieder aufgefangen. Dann werden die Lanzen im Centrum des Kreises in den Boden gesteckt und unter dem monotonen Gesange:

Woje-wojôho

Woje-wojôho

springen die Krieger mit fest aneinander gepressten Fersen hoch in die Luft, während die Mädchen ein summendes Hm-Hm-Hm dazwischen vernehmen lassen. Bei Schluss des Tanzes, wenn wir Kaurimuscheln und Glasperlen unter die Teilnehmer warfen, gab es jedesmal eine lustige Balgerei, wobei die 'Elmoran mit ihren Liebchen nicht immer sehr galant umgingen.

Am 4. November, als wir vom Hochlande Lúmbwa nach der Ebene von Kitôto hinabstiegen, hatten wir zum ersten Male die silberglänzende unabsehbare Wasserfläche des Victoria-Niánsa vor uns. In einigen Tagemärschen hatten wir seine Gestade erreicht und das dicht bevölkerte Gebiet der Wakawiróndo betreten. Lebhaft wurde ich hier an die Nilländer erinnert. Hunderte von Kuhreihern sassen auf alten Baumriesen, grosse Schwärme von Tauben tummelten sich auf den Feldern herum und die Hüttenkomplexe waren ganz in jenem Stile erbaut, wie wir sie am

obern Nil finden. Hühner und Pariahunde versahen, wie in ägyptischen Dörfern, die Stelle einer Sanitätspolizei. Die Leute sind von herkulischer Gestalt und rabenschwarz mit rot unterlaufenen Augen und stark entwickelten, wulstigen Lippen. Ihren Körperdimensionen entsprechend sind die 4—5 Fuss langen Keulen, die 3 Meter langen Lanzen und die riesigen Schilde, welche in der Breite gestreckt und nach rechts und links umgebogen sind.

Der Häuptling hatte sich in eine grosse Kuhhaut eingewickelt, seine Minister aber trugen nur einseitig den Körper bedeckende Ziegenfelle (Lau) und die gewöhnliche männliche Bevölkerung dürftig die Genitalgegend bedeckende Lederschürzen oder gar nur eine um die Lenden gebundene Perlschnur als Kleidung. Aeltere Frauen hüllten sich in Ziegenfelle, auf denen durch stellenweises Ausrasieren der Haare regelmässige Streifen oder Zickzackzeichnungen zur Verschönerung angebracht sind. Junge Weiber hingegen gingen vollständig nackt und trugen, wie die den Njamjam verwandten Bongô-Frauen eine kurze Bastquaste (Tjénno) über der Gesässspalte. Mädchen im Alter von 12—14 Jahren schmückten, oder wenn man lieber sagen will kleideten sich mit einer Perlschnur, an der vorn in Handgrösse ein von feinen Eisen- und Messingkettchen gebildetes Schürzchen (Olémbo) herunterhing. Beide Geschlechter rasieren auf dieser oder jener Seite des Scheitels oft mäandrinenförmige Streifen vom Kopfhaare aus. Im Schmucke haben die Wakawiróndo grosse Uebereinstimmung mit den am obern Nil wohnenden Negervölkern. Wie die Bari tragen sie oft mit Kaurimuscheln besetzte und mit aufgesetzten Hörnern verzierte Ledermützen, einfache breitkrämpige Strohhüte oder von Federbüschen gekrönte Helme. In ihrer Längsachse gespaltene 20—30 cm lange Nilpferdzähne (Lak-rau), die über der Stirn getragen werden, sowie Wildschweinhauer spielen als Schmuckgegenstände eine grosse Rolle bei ihnen.

Manche Stämme, z. B. die Wanifa tragen eiserne Oberarmbänder und Spiralhalskragen wie die Schuli-Niloten. Die langgezogenen Ohrläppchen, wie wir sie bei fast allen von uns besuchten Negervölkern angetroffen haben, fanden wir in Kawiróndo nur noch ausnahmsweise. Neben einigen grösseren Messingringen trugen die Männer im südlichen Teile des Landes längs des Ohrandes schuppenförmig übereinander angeordnete Messingringelchen, von denen jedes durch eine dunkelblaue, Mti-narók genannte Glasperle verziert war. Die gleichen Perlen werden auch zu

Halsbändern verwendet. Zum Schmucke des Körpers sind Hautnarben allgemein verbreitet. Diese primitive Tätowierung sah ich bei den übrigen Negervölkern Ost-Afrikas selten, hier aber war sie namentlich bei den jungen Frauen, wo sie wohl eine gewisse Weihebedeutung hat, sehr häufig.

Weniger in physischer Beziehung als in Anbetracht der Sprache und Gebräuche kann man in Kawiróndo zwei verschiedene Gruppen der Bevölkerung unterscheiden, einen südlich vorgedrungenen mehr den Schilluknegern ähnelnden und einen mehr nördlich wohnenden, an die Bantu sich anschliessenden Stamm. Unter dem erstern verstehe ich die oben beschriebene, an der Ugowe-Bay angesiedelte Bevölkerung. Sie nennt sich Waniôlo und ihr oberster Sultan ist Kitôto. Mit ihnen verwandt sollen die noch weiter nach Süden vorgedrungenen Wagâja sein. Folgende kleine Stämme gehören zu den Waniôlo: Wakitôto, Ndônio, Okóllo, Walufú, Wamúrruno, Kidsûmu, Wesumé, Katsch, Wandurukátupa, Waiômo, Wasówachoa, Wamolámbo, Wakâmi, Njakûki und Walékoa.

Zur nördlichen Gruppe, den sogenannten Wánga, gehören die Wamarámma, Wakîsa, Wachóllo, Wêro, Weréka, Schiêri, Scharôta, Múende, Lúkocho, Múruno, Namákoa, Náscheni, Kólue, Máng, Lákoli, Njôlo, Wétaho, Númuli, Sóngo, Utôto, Chússia, Lékoa, Nijálla, Kitósch und Châio. Der Sultan der Wánga heisst Mumîa und als Gründer dieser Dynastie wurde mir Mússui aus der Landschaft Ussúndua bezeichnet. Die Mássai von Rangatananijuki sollen erst in diesem nördlichen Teile von Kawiróndo gewohnt haben, und durch Mússui nach Osten getrieben worden sein. Die Sprache der Wánga heisst Lûr, von welchem mir zwei Dialekte bekannt geworden sind. Wie Sie aus nachstehender Tabelle ersehen, hat das Lûr mit den in Ussôga und Ugánda gesprochenen Bantu-Idiomen grosse Aehnlichkeit:

	<b>Mumîa-Lûr</b>	<b>Kaberash-Lûr</b>	<b>Ussôga</b>	<b>Ugánda</b>
Kopf	Mrué	Omurué	Omútue	Mtué
Arm	Muchóno	Móchano	Makôno	Ngállu
Auge	Dsimôni	Môni	Mâjo	Nkokôi
Mund	Múmua	Mûmoa	Omúnoa	Mumuá
Nase	Amôlu	Môlu	Êninda	Nîdo
Zunge	Ulûlimi	Lûlimi	Lûlimi	Lûlimi
Zahn	Omêno	Churemêno	Mâino	Mânjo
Ohr	Omarîo	Chúruí	Mâdu	Kotú
Haar	Líssui	Íssui	Mpîli	Mwîli

	Mumîa-Lûr	Kaberasch-Lûr	Ussôga	Ugánda
1	Ndálle	Dálla	Ndállá	Mú
2	Dsibîli	Dsibirri	Ewîli	Mbîli
3	Setâru	Tâtu	Esâtu	Sâtu
4	Dsínne	Tsínne	Uné	Niá
5	Dserânu	Terâno	Itânu	Tânu
6	Sasâba	Sasâba	Mkâga	Mukâga
7	Dserâna-dsibîli	Msawú	Sâba	Musámwu
8	Dserâna-dsetâru	Nâne	Nâne	Manâna
9	Dserâna-dsénni	Schênda	Msámwu	Muendú
10	Chûmi	Chûmi	Múenda	Kûmi
20	Echumi-chauîli	Chûmi-mabîli	?	Makumiawîli

Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Mumîa wurde ich in den frühen Morgenstunden sehr oft durch lautes Geschrei der Wakawiróndo geweckt. Als ich mich nach der Ursache dieses Lärmes erkundigte, hiess es, dass dies das Klagegeschrei zur Erinnerung an einen Hingeschiedenen sei. Der Körper des Menschen, behaupteten sie, bleibe auf der Erde und löse sich zu Nichts auf, der Schatten (Tipo) aber gehe entweder nach Pôlo oder auf einem andern Wege nach Melámbo. An letzteren Ort käme hauptsächlich der Schatten alter Leute hin, es sei dort sehr schön und man finde in Pôlo grosse Rinderherden. In Melámbo aber treffe man nur Ziegen und Feuer, und der Schatten sterbe dann dort nach kurzer Dauer. Dass es in Pôlo einen Regierenden gebe, das wisse man nicht, denn man könne eben nicht hineinsehen. Ich suchte die Ansichten der Wakawiróndo in Betreff der Schöpfung kennen zu lernen, erhielt aber, als ich nach dem Stammvater der Menschheit mich erkundigte, die kurze Antwort, dass man auch nicht wüsste, ob die Hühner einen Stammvater hätten. Dass die Europäer weiss und nicht schwarz seien, das sei ebenso selbstverständlich, als die Finger einer Hand nicht alle gleich lang wären, und das Ohr dem Auge nicht gleich sehe.

Der Sultan Mumîa giebt sich den Anschein eines gläubigen Mohamedaners und behauptet, dass auch seine Familienangehörigen diese Religion bekennen. Während meines Aufenthaltes wurde an einem seiner Söhne die Ceremonie der Beschneidung ausgeführt und anlässlich dieses religiösen Aktes sündigte nicht nur die ganze Bevölkerung, sondern auch der fromme Mumîa in übermässigem Pombe- (eine Art Bier) Genusse und mit leidenschaftlichem Haschischrauchen.

Vor Jahren, als englische Missionare in Kawiróndo das Evangelium predigten und durch Geschenke ihre ersten Schüler vom Heidentume ablenkten, war auch Mumîa daran, ein guter Christ zu werden; als bei den Missionaren dann aber die Kaurimuscheln und Glasperlen, die sie anfangs verschenkten, seltener wurden, war es bald wieder aus mit dem seligmachenden Glauben und der Ahnenkultus blieb nach wie früher die anerkannte Staatsreligion.

Kawiróndo stellt ein von vielen Gewässern durchzogenes Hügelland dar, das mit ziemlich steilen Böschungen gegen den Victoria-See hin abfällt. Höhere isolierte Berge oder Bergketten giebt es in diesem Lande keine, dagegen ragen mancherorts in grosse Blöcke aufgelöste Felsenriffe aus der Dammerde der gerundeten Hügelzüge empor. Die Richtung der Täler ist im allgemeinen eine südwestliche; sie werden von breiten, seichten Flüssen durchströmt, welche ihre Sammelgebiete entweder am Elgon oder am Westabhange des Nandigebirges haben. In sanitärer Hinsicht kann über Kawiróndo kein sehr günstiges Urteil gefällt werden; es ist relativ zwar viel besser als das Küstengebiet von Ost-Afrika, nichts desto weniger litt aber unsere Karawane hier an Fieber, Dysenterie und andern Tropenkrankheiten. Das massenhafte Auftreten von Sandflöhen, Mücken und ähnlichem Ungeziefer ist dazu angetan, dem Europäer einen längeren Aufenthalt sehr zu verleiden. Des Morgens hatten wir gewöhnlich eine reine kühle Luft, den Tag über einen schwachen Windzug und abends entweder dichte Rauchnebel oder heftige Gewitter, welche in Zeit von einigen Stunden oft zwei und dreimal wiederkehrten. Die Blitzschläge waren dabei so gefahrdrohend, dass ich es oft vorzog, in strömendem Regen auf freiem Felde zu kampieren, als zu gewärtigen, im Schutze des wasserdichten Zelttes erschlagen zu werden. Mehrmals wurden während unseres Aufenthaltes die Strohhütten der Eingeborenen entzündet und Menschen getötet.

Ich fühlte mich glücklich, als wir am 18. Januar endlich Kawiróndo wieder verlassen und den Rückmarsch zur Küste antreten konnten. Durch eine öde Wildnis führte der Weg uns auf das mit Urwald bestandene Hochland von Kamassîa und dann durch Mâssaigebiet über den nördlichen Teil der ostafrikanischen Grabenversenkung. Kamassîa hat grosse Uebereinstimmungen mit der Berglandschaft Sotîko-Lúmbwa und selbst seine Bevölke-

rung steht mit dieser wie mit den dazwischen wohnenden Wanándi in engster Beziehung. Ich verzichte daher, Ihnen noch weiteres über dies Land und dessen Leute zu berichten und führe Sie, da auch das Mâssaigebiet Ihnen bereits bekannt geworden, in den Kulturdistrikt von Kikúju. Es ist zum grössten Teile abgeholzter Urwaldboden, den wir hier betreten, dazwischen dehnen sich aber auch gute Weideplätze aus, auf denen die Mâssai mit ihren Herden sich herumtreiben. Der rotbraune sandige Boden ist stellenweise von grosser Fruchtbarkeit, welche durch die in Kikuju sehr häufigen Niederschläge noch bedeutend erhöht wird. Die Eingeborenen pflanzen Sorghum, Mais, Bohnen und Knollengewächse an, und im Garten der englischen Garnison sah ich hier ein bis zwei Pfund schwere Kartoffeln, faustgrosse Zwiebeln, Kohlrüben, Kabis, Bananen, Kapstachelbeeren und Tabak gedeihen. Ein Arzt, der im Dienste des Forts sich hier niedergelassen, geht mit dem Gedanken um, eine Kaffee- und Tabakpflanzung anzulegen, sprach aber sein Bedauern darüber aus, dass die Wakikuju nicht in Dienste treten wollen und jeder von ihnen auf eigene Faust und nur so viel anpflanze, als er für sich und seine Familie benötige.

Die Mâssai von Kikúju unterscheiden sich in nichts von ihren Verwandten im Gebiete der ostafrikanischen Grabensteppe. Sie stehen mit den Engländern auf freundschaftlichem Fusse und dienen gegen Erlass erbeuteter Herden als irreguläre Truppen zur Ueberwachung der kräftigen Wakikuju und der unzuverlässigen Wakámba. Gegen letztere war zur Zeit unseres Marsches durch Kikúju eben ein Offizier mit einer solchen Horde ausgezogen und hatte in kürzester Zeit das aufständische Ukámba-Gebiet wieder in Ruhe gebracht.

Die Wakikuju selbst sind ein ackerbautreibendes Bantuvolk. Es sind kräftige, etwas gedrungene Gestalten, die wir im allgemeinen hier antrafen, mit breiten Schädeln, wolligem Haarwuchs und negerhaft stark entwickelter Gesichtspartie. Die Männer kleiden sich in rotgefärbte, bis zur Mitte der Oberschenkel reichende Baumwolllappen, die über der rechten Schulter zusammengeknüpft werden. Die Frauen hüllen sich auf etwas sorgfältigere Weise in enthaarte Häute, die bis zu den Fussknöcheln reichen und auch die Brüste ganz verdecken. Bei beiden Geschlechtern ist das Bemalen des Körpers mit ziegelroter Fettsalbe sehr gebräuchlich. Die Haare werden nicht, oder nur teilweise (bei

Frauen) geschoren und bei Männern in feine Zöpfchen geflochten. Während die Frauen ihre Ohrmuscheln mit ganzen Bündeln grosser Perlenringe beschwerten, deformieren die Männer nach Mâssaisitte die Ohrläppchen und verzieren den Ohrpflock durch Eisenkettchen. Drei Holzstäbe, dem obern Ohrrande eingeschoben, gehören auch zum Schmucke der gefallsüchtigen Männer. Die Krieger befestigen Hahnenfedern im Haare, tragen hübsche aus Perlen angefertigte Halsbänder und an den Armen oft Stulpen aus dickem Eisendraht. Ebensolche Drahtspirale sieht man auch bei Frauen am Unterarme, über dem Ellbogengelenke und unter den Knien. Halsschnüre und Lendengürtel verfertigen sie sich aus einer schwarzen Samenart, Dimo genannt, sehr häufig auch aus Glasperlen.

Als Waffen habe ich bei den Wakikuju gewöhnliche Mâssai-Lanzen und eine Speerform mit kurzlanzettförmiger Klinge beobachtet, selten auch Dschággaschwerter oder Keulen, wie wir sie in Lúmbwa angetroffen hatten. In den Händen von Knaben sah ich statt der Lanze oft nur einen langen pfriemenförmig zugespitzten Holzschaft. Schilde, Bogen und Pfeile habe ich keine zu Gesicht bekommen.

Von Kikúju verfolgten wir dem Bagâdsifluss entlang unsern Weg in die Landschaft Ukámba. Das linke Ufer dieses Flusses war vollkommene Wildnis und wir stiessen hier nie auf menschliche Ansiedelungen, um so zahlreicher war aber edles Jagdwild, das wir in unglaublichen Zahlen hier antrafen. Die Löwen trieben auf offenem Felde und am hellen Tage in Gesellschaften sich herum, Jagdleoparden und gefleckte Hyänen machten neben uns auf die zahlreichen Antilopen Jagd, und Nashörner durchbrachen zu zweien und dreien den Zug unserer Karawane. So fesselnd die Gegend in jagdlicher Beziehung auch auf uns einwirkte, um so mehr beschleunigten die täglichen Gewitter unsern Marsch. Ein heftiges Hagelwetter, wobei über haselnussgrosse Schlossen fielen, überraschte uns am 21. Februar und von diesem Tage ab entluden sich bis zum 6. März die schauerhaftesten Regengüsse über das Land.

Der Bagâdsi-Fluss ist auf englischen Kartenwerken unter dem Namen Athi eingetragen; er macht im Osten von Kikúju einen grossen Bogen nach Norden und fliesst dann, nachdem er den Gebirgsstock Käng-jáhe umgangen, in ziemlich gerader Linie nach der Tsâwo-Ebene hin. Seine Talsohle liegt stellenweise

sehr tief und ist für Karawanen nur selten begehbar. Der Fluss beherbergt zahlreiche Nilpferde und ist an seichten Stellen von dichtem Papyrusbestand überwuchert. Die Nebenbäche, namentlich die aus der Landschaft Ukámba kommenden, sind sandig und mit Schilf bestanden, viele von ihnen auch nur periodisch fließende Torrenten. Welliges Hügel land dehnt sich dazwischen aus, und wo zahlreiche kleine Wasseradern in der Verbreiterung eines solchen Tales sich vereinigen, da haben wir, als der Weg uns später auf rechtsseitigem Flussgebiete weiterführte, viele Dörfer und Pflanzungen angetroffen, so z. B. in den Talweiten des Tuâgi, Wâni, Nêkei und Keite.

Die Wakámba sind dunkelbraun bis schwarz gefärbte Neger, die mit den Bantu von Kikúju und dem Kilima-Ndschâro-Gebiete nicht viel Aehnlichkeit aufweisen. Die Körpergrösse der Männer geht über Mittel, während ich bei den Frauen meist krüppelhaft kleine und im Alter sehr hagere Gestalten beobachtete. Die Haare sind kraus und mittellang, bei Weibern zu dichten Perücken aufgekämmt, bei den Männern oft rot gefärbt. Durch dreieckiges Zufeilen der obern Schneidezähne, sowie das Ausrupfen der Brauen- und Augenliderhaare verleihen die Wakámba sich einen besonders widerlichen Gesichtsausdruck. Ohrpflocke und die damit verbundene Verunstaltung der Ohrmuschel sah ich bei ihnen nie, wohl aber grosse aus Messing- oder Kupfersaiten hergestellte Ringe. Zu runden Scheiben zugeschliffene Wirbelstücke weisser Conusschnecken sind häufig als Schmuck verwendet und werden sowohl über der Stirn als am Halse oder an den Lendenschnüren getragen. Die Frauen hüllen sich in rotgegerbte Felle, die Männer in gleichfarbige ausgefranste Tücher. Charakteristisch für Ukámba sind schwere aus Eisen- und Messingröhrchen zusammengesetzte Schamschürzen, welcher die Mädchen und Frauen sich bedienen. Die Waffen der Wakámba sind Bogen und mit geschnitzten Widerhaken versehene Holzpfeile, Dschággaschwerter, in kurzer Lederseide steckend, und selten auch breitklingige Lanzen.

Ihre Sprache ist derjenigen der Wakikuju ähnlich und scheint auch der in Umbúgwe und Ukâmi gesprochenen nicht sehr ferne zu stehen, wie Sie aus beistehender Tabelle ersehen:

	Ukámba	Kikuju	Ukâmi	Umbúgwe
Kopf	Motué	Motué	Môtui	?
Arm	Kuôko	Wokó	Mikôno	?
Auge	Mâdso	Dîso	Mâtscho	?

	Ukámaba	Kikuju	Ukámi	Umbúgwe
Mund	Kânua	Kânoa	Mlômo	?
Nase	Njio	Injûru	Pôa	?
Zunge	Ulimi	Lûlimi	Lûlimi	?
Zahn	Majo	Mágego	Mêno	?
Ohr	Kotú	Kutú	Makútui	?
Haar	Nsué	Nschuîri	Mwêri	?
1	Môndi	Môndi	Môje	Mûnti
2	'Elle	Nêri	Pîli	Êre
3	Tâdu	Nâtu	Tâtu	Sâtu
4	Êna	Nâna	Né	Inja
5	Tâno	Tâno	Tânu	Tâno
6	Tândatu	Tândatu	Sitta	Assâtu
7	Muónso	Mogoánscha	Sâba	Fagâte
8	Njiânia	Nânia	Nâne	Nâna
9	Kéenda	Kéenda	Kéenda	Kênda
10	Kûmi	Ikûmi	Kûmi	Kûmi
20	Miongombîli	Mirongoîri	Mirongomêri	?

Von Ukámaba bis zur Küste fanden wir keine Gelegenheit mehr, einlässlichere Beobachtungen über Land und Leute anzustellen. Nachdem wir den dem Bagâdsi zufließenden Tsâwo überschritten, zogen wir in Eilmärschen, teilweise sogar während der Nacht durch struppiges Steppenland der Küste zu.

Am 19. März 1897 erreichten wir Mombássa und von da fuhren wir über Tanga, Pangani, Dâr-es-salâm, Zanzibar, Mossambik und Beira nach der Delagoa-Bay. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Transvaal liess uns die Strapazen der Inlandreise bald wieder vergessen und mit Sehnsucht warte ich heute auf jene Stunde, wo ich zum wiederholten Male afrikanischen Boden und fern von dem lärmenden Weltgetümmel in der stillen Steppe die erwünschte Ruhe finde.